Die

Urnenfriedhöfe

mit

Thongefäßen des Lausitzer Typus.

Eine Monographie

von

Dr. Robert Behla,

Mitglied der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, correspondirendem Mitglied der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.

Mit 75 Abbildungen auf 2 lithographischen Tafeln.

Luckau N.-L.

C. F. Kutscher's Buchhandlung (Fr. Meißner).

1882.

Seiner Hochwohlgeboren

dem

Herrn Freiherrn Otto von Manteuffel,

Königlichen Landrath des Luckauer Kreises und Mitglied des deutschen Reichstages, Mitglied der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, Ritter hoher Orden

ehrerbietigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Wenn auch die Alterthumskunde zur Zeit eines größeren alle Disciplinen umfassenden Handbuches noch ermangelt, so ist es doch ein erfreuliches Zeichen für die rasch aufblühende Wissenschaft, daß sich auf allen Einzelgebieten ein Streben nach Abrundung und erschöpfenden Gesammtdarstellungen offenbart. Die letzten Jahre haben zahlreiche Monographieen gebracht, welche nicht nur Einzelthatsachen vorführen, sondern dieselben zu einem mehr oder weniger geschlossenen von höheren Gesichtspunkten geleiteten Ganzen verknüpfen. Vor Allem ist das Eröffnen der vorhistorischen Gräber ein Hauptgegenstand archäologischer Forschungen geworden. Bei uns in Deutschland ist der Sinn für derartige Studien augenblicklich ein besonders lebhafter. Das Urnenmaterial ist bereits soweit angewachsen, daß sich in bestimmten Gegenden einheitliche Gruppen von Gräberfeldern haben feststellen lassen. Eine solche Einheit bilden auch die Lausitzer Urnenfelder.

Da mir in dieser Hinsicht ein außerordentlich reiches Untersuchungsgebiet zur Verfügung steht und ich vielfach Gelegenheit hatte, in der Lausitz und den angrenzenden Bezirken die Urnenfelder durch eigene Nachgrabungen und Anschauung gründlich kennen zu lernen, so habe ich das hier und da zersplitterte Lausitzer Material in Verbindung mit meinen selbstständigen Forschungen in ein übersichtliches Gesammtbild zu vereinigen gesucht. Eine Reihe von Einzelbeobachtungen, welche ich bisher nicht veröffentlicht hatte, haben darin ihren Platz gefunden. Dem Fachmann bietet das Buch also einen Abschluß über das, was seit mehreren Jahren auf diesem bestimmt abgegrenzten Gebiete geleistet worden ist. Ich schrieb jedoch mein Buch nicht bloß für fachmännische Kreise. Wer da aus Erfahrung weiß, daß von Laienhänden leider oft genug die besten Alterthumsschätze zerstört werden, wer da weiß, daß grade der unkundige Landmann die meisten Sachen findet, sie aber nicht zur Anzeige bringt, weil er in der That nicht begreifen kann, worauf das Urnensammeln abzielt, der wird mit mir in dem Gedanken sein, daß es noth thut, auch den Laien einen orientirenden Überblick über die Resultate der bisherigen Gräberforschung zu verschaffen und ihnen Zweck und Ziele derselben klar zu legen. Dem Publikum fehlt offengestanden heut zu Tage noch das richtige Verständniß für

archäologische Studien. Weiß doch die große Masse der Gebildeten von der wissenschaftlichen Alterthumskunde zur Zeit kaum mehr als ein Paar unverstandener Schlagwörter, ist doch der Glaube unter dem Volke noch allgemein, daß die Urnen und Grabalterthümer nur dazu gesammelt würden, um als Curiositäten die Schaulust der Museen-besucher zu befriedigen. Wie oberflächlich sind solche Urtheile! Mag auch in früherer Zeit die Alterthumskunde in dem Drauflossammeln von allerlei alten Gegenständen ihren Zweck gesucht haben, in unserer Zeit wird dieselbe von höheren Gesichtspunkten geleitet.

Das Studium der „alten Töpfe" hat eine tiefere Bedeutung; die Urnen haben für den Archäologen ein culturelles Interesse gewonnen. Aus ihnen vermag der Urgeschichtsforscher doch mehr herauszulesen als Knochenstückchen und Geräthe aus Stein und Metall. Vor Allem sind sie im Stande, uns ein Bild der alten Begräbnißweise zu liefern; aber die Beigaben, die uns darin entgegentreten, bringen uns auch in Verkehr mit dem Leben und Treiben des damaligen Volksstammes und dadurch ist es möglich, auch die Urgeschichte unserer Vorfahren, die uns von fremden Schriftstellern nur höchst lückenhaft überliefert ist, vielfach zu ergänzen und im Großen und Ganzen zu reconstruiren. In diesem Sinne habe ich die Urnenfunde wissenschaftlich zu verwerthen gesucht. Ich wollte in dem vorliegenden Buche nicht bloß das todte Material in übersichtlicher Anordnung mittheilen, mir lag besonders auch daran zu zeigen, welche Folgerungen aus den Funden zu ziehen, wie alt die Gräberfelder und welchem Stamme dieselben zuzuschreiben sind, wie die Alterthumskunde zu ihren Schlüssen gekommen ist 2c. Aber nicht gilt es, mit dem Erreichten zufrieden zu sein. Sind im Allgemeinen auch feste Punkte gewonnen, im Einzelnen ist noch manches Räthsel zu lösen. In einem Schlußcapitel habe ich daher auf die richtige Art der Ausgrabungen und auf die richtige Forschungsmethode hingewiesen. Nur auf diese Weise können wir vorwärts kommen. Und wahrlich es ist hohe Zeit. Immer mehr verschwinden die prähistorischen Stätten durch die fortschreitende Bodencultur, immer seltener und unkenntlicher werden dieselben. Wie viele Urnenfelder sind schon durch den Pflug zerstört worden, ohne der Wissenschaft Nutzen zu bringen. Hier ist der Archäolog nur noch ein Ährenleser. Retten wir daher, was noch zu retten ist. An uns tritt die Nothwendigkeit heran, das, was an vorgeschichtlichen Punkten intact erhalten ist, in richtiger Weise auszunutzen. Bei Aufstellung der prähistorischen Karte unserer Gegend zeigte sich, daß hier und da noch alte Grabhügel vorhanden sind, die systematisch durchforscht immer mehr Licht werfen können in das Dunkel der Urzeit. Noch harrt so mancher Alterthumsschatz in der Lausitz seines Schliemann, um gehoben zu werden.

Wie bei jeder Wissenschaft, die im Werden begriffen, so sieht man auch auf einem bestimmten Untersuchungsgebiet, daß, wenn erst eine Grundlage geschaffen wurde, die weitere Forschung daran ansetzen

und sich auf bestimmte Punkte concentriren kann, daß nun erst dieser oder jener, der vorher diesen Studien fern stand, sich der lokalen Begünstigung prähistorischer Stätten bewußt wird. Ich lebe der Hoffnung, daß Jeder, der sich mit den Urnenfeldern des Lausitzer Typus befreunden und weiter forschen will, mit dem Dargebotenen auf diesem Gebiete sich zu recht finden wird.

Möge also diese Monographie nicht nur bessere Kenntnisse in archäologischer Beziehung ins Volk tragen, sondern auch anregend auf die Gräberforschung in der Lausitz wirken, möge sie auch anderwärts Fachmänner zur Detailbeschreibung bestimmt lokalisirter Urnengruppen veranlassen, und möge sie endlich dem, der später ein Mal nach weiteren Studien ein übersichtliches Bild der prähistorischen Begräbnißweise Deutschlands in Rücksichtnahme auf die einzelnen Gegenden entwerfen will, eine willkommene Gabe sein.

Luckau in der Lausitz, November 1882.

Robert Behla.

Inhalt.

über die Todtenbestattung der Germanen. Übereinstimmung mit den Urnenfunden. Allgemeines Bild der prähistorischen Leichenverbrennung. Abweichungen im Einzelnen. Bild der damaligen hochentwickelten Töpferkunst. Undset's und Friedel's Urtheil über die Lausitzer Keramik. Bild des germanischen Küchen- und Hausgeschirrs. Fabrikmäßige Anfertigung. Prähistorische Töpfereien. Gröbere und feinere Gefäße. Die Urnenfelder: ein Zeichen der Seßhaftigkeit des Stammes, der zahlreichen Ortschaften, der Größe der Dörfer. Altersverschiedenheit der Urnenfelder. Häufigkeit der Urnenfelder an Flußniederungen. Von der bisherigen abweichende Anschauungsweise über die Ansiedelung in der Lausitz zur germanischen Zeit. Lage der Urnenfelder in der Nähe der heutigen Dörfer. Ursprung vieler unserer Dorfstätten aus germanischer Zeit. Benennung der Dörfer in der Lausitz. Das Fehlerhafte der Ortsnamenforschung.

Cap. XI. **Culturstufe.** — Verschiedene Ansichten über die Culturstellung der Germanen. Cäsars Sueben und Tacitus Sueben. Bekämpfung des Vorurtheils unter den Laien, daß die Germanen Wilde waren und das Land nur aus Sumpf und Wald bestand. Allgemeines Culturbild nach den Urnenfunden im Einklang mit den schriftstellerischen Überlieferungen. Einseitigkeit der Urnenfunde. — Stellung der Cultur nach der fortschreitenden Kenntniß der Metalle. Broncegeräthe: welchem Zwecke dienend, ob Schmuck-, ob Cultus-, ob Gebrauchs-Geräthe, ob Waffen? Mangel des Eisens auf vielen Urnenfeldern der Lausitz. Früheste Kenntniß des Eisens. Primitive Eisengewinnung aus Raseneisenstein. — Sind germanische Reste bei der Völkerwanderung in manchen Gegenden zurückgeblieben?

Cap. XII. **Technik beim Ausgraben und Entdeckung von Urnenfeldern.** — Frühere abergläubische Ansichten über die Zeit des Grabens. Ausgrabungen auf ebenen Urnenfeldern. Auffindung der Grabstellen mit dem Urnenstecher. Verlauf einer Ausgrabung. Trocknenlassen der Thongefäße. Entleerung der Urnen. Beigaben. Diagnose einer Grabstelle. Unterscheidung von anderen kohlehaltigen schwarzerdigen Stellen: von Leichenbrand- und Kochstellen. Ausgrabung eines Hügelgrabes. Längsschnitt. — Entdeckung von Urnenfeldern, Zufällige oder durch Erkundigungen. — Abergläubische Ansichten über die Töpfe bei den Landleuten. Moderne Gebrauchsweise derselben auf den Dörfern. Geldtöpfe. Zerstörung. — Ablieferung der Fundsachen. Genaue Fundangaben. — Die practisch empirische Methode der wissenschaftlichen Alterthums-Forschung.

Cap. I.

Literatur.

In Laienkreisen glaubt man gewöhnlich, daß erst Schliemann's großartige Ausgrabungen in Troja, welche die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich lenkten, den Anstoß zu dem jetzt allerorts herrschenden Ausgrabungsfieber gegeben hätten. Das ist in gewissem Sinne richtig. Seit Schliemann hat sich das Interesse für alterthümliche Ausgrabungen ungemein gesteigert. Aber man darf nicht glauben, daß in früheren Zeiten der Spaten ganz ruhte. Auch vorher hat man bereits vielfach Ausgrabungen veranstaltet und beschrieben. So ist auch das Urnengraben, welches seit dem letzten Jahrzehnt mit dem größten Eifer in vielen Gegenden betrieben wird, nicht erst jetzt in die Erscheinung getreten; das Suchen nach Urnen ist vielmehr eine alte deutsche Sitte. Bei der Reichhaltigkeit des deutschen Bodens an Urnen konnte es nicht ausbleiben, daß dieselben schon früh bekannt wurden und es gab immer einzelne Männer, die sich genauer darum kümmerten. Überblickt man daher die Zeit der letzten Jahrhunderte, so sieht man, daß die Urnenliteratur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts durchaus nicht gering ist. Eine Menge von kleinen Schriften und Broschüren über Urnenfunde, meist aus lokalen Untersuchungen hervorgegangen, sind in den Bibliotheken historischer und archäologischer Vereine zerstreut. von Ledebur, der sich mit der einschlägigen Literatur in Deutschland näher befaßt hat, schätzt die Zahl der Publikationen sogar auf 2000. Bei näherer Prüfung dieser Abhandlungen in Rücksicht auf die Zeit ihres Erscheinens erkennt man deutlich, daß der Eifer für

derartige Studien nicht ein gleichmäßig anhaltender war. Es zeigt sich vielmehr, daß das Interesse zu gewissen Zeiten ein sehr reges war, dann sich wieder verringerte, um nach einer Zwischenpause von Neuem sich zu heben. So fand ich, daß das Urnengraben z. B. im Anfang des vorigen und im 3—5. Decennium unseres Jahrhunderts sich sehr großer Theilnahme erfreute. Neuerdings ist nach einem kurzen Stadium matteren Interesses abermals eine Zeitströmung eingetreten, welche dem Urnenstudium besonders günstig ist. Dieselbe wird gekennzeichnet durch ein Streben nach gründlicher Alterthumsforschung; hoffen wir, daß der neu angefachte Eifer der Gräberforschung ein dauernder ist.

Es wäre jedoch unsererseits ungerecht von den früheren Schriften über Urnen gar keine Notiz zu nehmen; die Namen der Männer, die sich damit beschäftigten, sind zum großen Theil verschollen. Niemand nennt sie mehr. Freilich ruhen manche im wohlverdienten Grabe; sie haben keinen Anspruch auf Unsterblichkeit. Aber es giebt doch einige bemerkenswerthe Abhandlungen, welche verdienen, wieder ein Mal aus der Vergessenheit ausgegraben zu werden, und es wird interessiren im Folgenden zu lesen, was man in früherer Zeit über die Urnen dachte und schrieb.

Im Mittelalter scheint man den Urnenfunden wenig Beachtung geschenkt zu haben. Eine der frühesten Notizen über Urnenfunde bei Torgau stammt aus dem Jahre 1538; sodann werden 1544 Urnenfunde bei Massel in Schlesien erwähnt. 1595 wurden dem wißbegierigen Kaiser Matthias bei Muskau ausgegrabene Urnen zugeschickt. Mehr steigerte sich das Interesse für dieselben in der zweiten Hälfte des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts. In den verschiedensten Gegenden Deutschlands erschienen darauf bezügliche Abhandlungen. Dabei traten die wunderlichsten Vorstellungen zu Tage. Manche schlossen nach den kleinen Knochenresten der Töpfe auf ein Zwerggeschlecht, man hielt sie für Producte der in der Erde wohnenden Elfen, kurz man kam auf die allererdenklichsten Gründe ihres Entstehens. Unbegreiflich erscheint es uns heute und doch ist es wahr, daß es eine Zeit gab, wo man von den Urnen die Ansicht hegte, daß sie „selbstgewachsene Töpfe" seien. Nicht

bloß im Volke wurzelte dieser Glaube, selbst gelehrte Männer des 16. Jahrhunderts nennen sie allen Ernstes selbstgewachsene Töpfe. Man hielt sie für ein bloßes Spiel der Natur; man nahm an, daß ein Etwas, das man mit den Namen Archaeus universalis, anima mundi, spiritus architectonicus belegt, sie forme. So z. B. ist der böhmische Gelehrte Bobusl. Balbinus dieser Meinung [1]). Ebenso behauptet dies Matthesius in Berg-Postill S. 195 mit folgenden Worten: „Von den selbstgewachsenen Töpfen, so im Lande zu Böhmen und in der Oberlausitz gegraben werden, ist es gleichwohl ein Wunderding, daß so mancherlei Formen an selbigen Töpfen sein, da auch keiner dem Andern gleich ist und daß sie unter der Erde weich sein wie die Corallen im Wasser und an der Luft hart werden. Item, daß in jedem Topf was sonderliches lieget. Ich hab in Winschaften ein Ringlein an einer Gräfin gesehen, wie Gold, Silber und Kupfer sehr artlich gewunden, das hat man in einem solchem Erdtopf gefunden. Man disputiert wol es sei an dem Ort ein Begräbniß gewesen, darinnen man todter Leuten Aschen, wie in den alten Urnen-Thränentöpfen, darinnen man der Weinenden Zähr gefasset habe; aber weil man die Töpfe nur in dem Mai gräbet, da sie sich selber verrathen und als wäre die Erde schwanger, einen Hügel mache, darnach sich die, so ihm nachgehen richten, laß ichs natürlich ungemachte und von Gott und der Natur gewirkte Töpfe seyn.“ Selbst der berühmte Theol. Joh. Heinr. Ursinus Sylv. glaubt fest, daß die Töpfe wirklich in der Erde gebildet werden, indem er auf Psalm 139 Vers 15 hinweist, wo von der Bildung des irdenen Geschirrs in der Erde die Rede sei. Ich könnte noch eine Menge Zeugnisse anführen, aus denen klar hervorgeht,

1) In seinen Miscell. Histor. Regn. Bohem. Lib. I Cap. 40. heißt es: Die unterirdischen thönernen Töpfe, welche die Landfrauen trocknen und zum Kochen aller möglichen Sachen anwenden, sind ohne Zweifel durch ein Naturspiel entstanden (Ollae fossiles, quas ex argilla media extractas, rusticae mulieres siccant et coquendis rebus omnibus adhibent, sine dubio naturae lusu factae) und Lib. I Cap. 49. p. 115: Ich bin der Ansicht, daß der Thon sich ganz von selbst zu der Gestalt der Urnen umbildet. (Existimo argillam ad figuram ollarum sponte sese ac libenter componere).

daß viele namhafte Gelehrte treuherzig das Selbstwachsen der Töpfe für wahr hielten, doch mag das Erwähnte genügen.

Freilich gab es auch Männer, die über die Urnen schon klarer dachten. Die Falschheit obiger Ansicht bekämpft M. Gotthelf Treuern. Das zeigt schon der Titel seiner i. J. 1688 zu Nürnberg erschienen Schrift:[1]) „Kurze Beschreibung der heidnischen Todtentöpfe, in welchen die Heiden ihrer Verbrannten Todten überbliebene Gebeine und Aschen aufgehoben, unter der Erden beigesetzt und bei den jetzigen Zeiten in der Kur- und Mark-Brandenburg haufenweise ausgegraben werden.“ Ebenso spricht Dr. Kundmann in seinem Buche[2]), Artikel 38, wo er von den heidnischen Todtentöpfen handelt, mit Entrüstung darüber, daß man „die Natur zu einem Spielkind, zu einem Spaßvogel oder gar zu einem Affen machen wolle.“ Großes Verdienst ferner, die abergläubischen Ansichten über die Urnen ausgerottet zu haben, hat sich der Pastor Andreas Albert Rhode erworben. Schon sein Vater hatte viel zur Aufklärung der Grabalterthümer beigetragen. Der Sohn gründete 1719 eine Wochenschrift; in überzeugender Weise suchte er klarzustellen, daß es keine Sünde sei, die Gräber der Vorfahren zu öffnen; denn eine gewisse pietätvolle Scheu hatte bisher Viele von dem Urnengraben abgehalten. Rhode zog ferner gegen die falschen Ansichten zu Felde, daß die Urnen Naturproducte seien, daß sie nur im Frühjahr wüchsen oder daß sie von Zwergen oder unterirdischen Wesen gefertigt seien

---

1) Diese Treuern'sche Abhandlung zählt 30 Seiten. Er spricht Cap. I. Von den Namen der Töpfe. Cap. II. Von den Orten wo sie zu suchen. Cap. III. Von den äußerlichen und innerlichen Kennzeichen. Cap. IV. Wie man in dem Nachgraben zu verfahren. Cap. V. Von der Zeit, wann sie zu graben. Cap. VI. Von der Materie, daraus sie gemachet. Cap. VII. Von den unterschiedlichen Figuren. Cap. VIII. Von dem rechten Gebrauch der Töpfe. Cap. IX. Warum und woher dieser Gebrauch entstanden. — Diese Schrift enthält nebenbei aber viel Wunderliches. Auf 3 beigefügten Tafeln sind eine große Menge von Urnen abgebildet, meistens in der Nähe von Frankfurt a./O. gefundene.

2) Das Buch, welches sich in meinem Besitze findet, führt den Titel: Untersuchung verschiedener unterirdischer Seltenheiten und sonderbar figurirter Steine. Breslau 1736.

und dergleichen Aberglauben mehr. Als Zeugniß aber dafür, daß man die Urnen immer noch als große Rarität betrachtete, sei erwähnt, daß König Friedrich I. von Preußen eine bei Köthen gefundene 9½ Zoll hohe Urne für den enormen Preis von 100 Thalern erwarb. Eine andere bei Wulffen unfern Köthen ausgegrabene Urne hat in der Literatur eine große Berühmtheit erlangt; sie spielt unter dem Namen: „Großmutter aller Urnen"[1]) in verschiedenen Schriften jener Zeit eine große Rolle. Aus Versehen war ihre Höhe zu 8 Schuh angegeben worden; sie wurde durch falsche Angaben schließlich immer größer. In Wahrheit war sie jedoch nur 9⅞ Zoll hoch. 1798 gelangte sie in die Berliner Kunstkammer. — Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts nenne ich hier schließlich noch eine Schrift, die eine Berühmtheit sich erworben hat und heute noch für die deutsche Alterthumskunde lehrreich ist, dies ist die Masslographia des L. D. Herrmann[2]).

Was speciell unsere Lausitz[3]) anbelangt, so werden auch hier heimathliche Urnenfunde früh erwähnt. Die Literatur der Lausitzer Gräberkunde ist ziemlich reichhaltig. In Albinus „Meißnische Berg-Chronika" vom Jahre 1589 lesen wir: „Die Lausitzer bei Lüben nennen sie gewachsene Töpfe, denn eines-theils das gemeine Volk nicht anders denken, als sollen sie in der Erde gewachsen sein, gleichwie sie sich in Thüringen nicht anders bereden lassen, als haben sie die Zwerge gebraucht und hinter sich verlassen, wie denn auch ein Theil der Märker und Lausitzer bei Lüben sonst der Meinung sein, es sollen die Zwerge noch leben, diese Gefäße noch täglich machen und also an den Ort setzen. Die letzteren sein der Meinung, daß sie nur im Sommer können gegraben werden, derhalben daß sie außerhalb der Sommerzeit an die 15, 18, 20 Schuh tief in der Erde liegen sollen, im Sommer aber und bald um Pfing-

1) Vergleiche Tentzel's monatliche Unterredungen 1698 Juli S. 654 und 655.

2) Sie enthält die Beschreibung des schlesischen Massel mit seinen Schauwürdigkeiten. Brieg 1711.

3) Im Allgemeinen ist der Kürze wegen in diesem Buch unter Lausitz die Niederlausitz zu verstehen; den Ausdruck Oberlausitz gebrauche ich da, wo speciell diese gemeint ist.

sten nicht über eine Elle tief." — Eins der frühesten Werke, worin auch Niederlausitzer Urnen genannt sind, ist des A. Olearius Buch: Gottorfische Kunstkammer, worinnen aller Hand Sachen, so theils die Natur, theils künstliche Hände hervorgebracht und bereitet"[1]). Auf Tafel 36 sind einige in der Niederlausitz gefundene Grabalterthümer abgebildet, unter anderen Sachen eine Urne, bei der auch er die Bemerkung macht, daß solche Gefäße wegen der höheren Lage nicht eher als um Pfingsten ausgegraben werden könnten. — Urnen in der Lausitz hat ferner der gelehrte Amtmann Balduin in mehreren einschlägigen Abhandlungen beschrieben. Ebenso berichtet der Rector Hecht zu Luckau i. J. 1718 über Lausitzer Urnen[2]). Sodann erwähnt Dr. Gulde in seinen gesammelten Nachrichten von der Stadt und Herrschaft Cottbus[3]), daß man auf dem Schloßberg bei Burg häufig Urnen ausgegraben habe. Ebenso führt Franz in seinem „Spreewald" an[4]), daß in der Umgebung des Burger Schloßberges und bei dem Dorfe Brahmo Todtentöpfe, Urnen, Thränennäpfe ꝛc. zu Tage gekommen seien und weiter heißt es in der genannten Abhandlung: es finden sich in den Niederlausitzer Gegenden hier und da heidnische Denkmäler und Begräbnisse, wie z. B. unweit dem Stifte Neuenzell bei Schlaben in einem Kiefernwäldchen, ferner bei Breslak und Ratzdorf, ferner in und um die Dörfer Möbiskrug und Welknitz hat man auch häufig Spuren davon entdeckt. Hier ist also schon von mehreren Urnenfeldern die Rede.

Außer diesen frühesten Angaben über Urnenfunde in der Niederlausitz finden sich eine Menge von Notizen in den zahlreichen Bänden des Lausitzer Magazins. Oberlehrer Jentsch in Guben hat sich der großen Mühe unterzogen, in einer Übersicht die darin und anderswo mitgetheilten vorgeschichtlichen Funde der Niederlausitz zusammenzustellen[5]). Darunter finden wir auch eine große Zahl von entdeckten Urnenfeldern. Mit der Zeit

---

1) erschienen Schleßwig 1674.
2) Bust. Lusat. ant. in Misc. Lips. VII. S. 158 ff.
3) erschienen 1786 S. 62.
4) erschienen 1800 S. 98.
5) Das Verzeichniß findet sich in der Zeitschrift für Ethnologie Bd. VII. S. 312. Dazu ein Nachtrag Bd. IX. S. 273.

wurde nun denselben eine immer größere Aufmerksamkeit geschenkt. Nachdem während der Freiheitskriege das Interesse eine Zeit lang erlahmt war, erstarkte dasselbe bald darauf besonders in den 20. und 30. Jahren immer mehr und mehr. Sehr anregend für die Niederlausitzer Alterthumsforschung war der für die vaterländische Prähistorie so begeisterte Arzt Dr. Wagner in Schlieben (meist der alte Wagner genannt), ein für damalige Zeiten sehr gelehrter Mann, der sich in der ganzen Lausitz eines großen Rufes erfreute. In seinen Werken[1]) beschrieb er nicht nur auf das Genaueste seine Ausgrabungen bei Schlieben, er dehnte seine Untersuchungen auch bis in die Lausitz aus und macht vielfach Angaben über prähistorische Funde. Sodann ist als ein thätiger Forscher Klemm zu nennen, der in seinem Handbuch der deutschen Alterthumskunde der Lausitz einen besonderen Abschnitt widmet. Auch Büsching, der sich um die schlesischen Alterthümer große Verdienste erworben, wirkte für die Lausitzer Gräberkunde anregend. Vor Allen aber gedenke ich hier noch Preuskers, der außerordentlich viel für die deutsche Alterthumskunde gethan und besonders in seinem Werke: „Blicke in die vaterländische Vorzeit"[2]) sehr reiches archäologisches Material mit deutscher Gründlichkeit zusammengetragen hat. Verfolgt man die weitere Literatur, so bemerkt man in den nächsten Decennien wiederum einen Stillstand. Als ein eifriger Alterthumssammler dieser Zeit verdient jedoch erwähnt zu werden der Apotheker Schumann in Golßen, dessen reichhaltige Sammlung an das Königliche Museum in Berlin übergegangen ist.

Neues Leben in das Studium der Lausitzer Gräberfelder kam durch die Gründung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im Jahre 1869. Die

---

1) Die Titel der erwähnten Schriften Wagner's sind: Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer unweit des Ausflusses der schwarzen Elster von Dr. Friedrich August Wagner, Leipzig bei C. H. F. Hartmann 1828 und: Ägypten in Deutschland, oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster, bei Hartmann 1833.

2) erschienen 1841—1843. Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. Leipzig. 3 Bände.

Gesellschaft zählte bald mehrere Lausitzer zu den ihrigen und man fing an, systematische Ausgrabungen zu veranstalten. Hintereinander wurden mehrere Excursionen in die leicht erreichbare und an prähistorischen Plätzen ungemein reichhaltige Lausitz unternommen, an der sich sowol Berliner Mitglieder der Gesellschaft als auch Lausitzer Freunde der Anthropologie in großer Anzahl betheiligten. So ging man 1876 nach Cottbus[1]), 1877 nach Guben und Altdöbern, 1878 nach Luckau, 1880 bei Gelegenheit der XI. allgemeinen anthropologischen Versammlung in Berlin nach dem Spreewald. Durch diese Ausgrabungen, welche neben der Besichtigung der Lausitzer Rundwälle vornehmlich der Untersuchung neu entdeckter Gräberfelder galten, wurden nicht nur schätzenswerthe Resultate erzielt, sondern auch der Sache neue Freunde gewonnen. Die Excursionen waren zu gleicher Zeit auch Veranlassung, die bisher gemachten und hier und da zerstreuten Funde in lokalen Ausstellungen vorzuführen[2]). An Männern, die sich als Lausitzer Gräberforscher besonders verdient gemacht haben, nenne ich Bastian, Voß, Friedel, Jentsch, Siehe, von Schulenburg, Saalborn, Rabenau, Krug auf Jessen, Hirschberger, Tschiersch, Schlesier u. s. w. Eine große Zahl neuer Funde und Fundstätten wurden bekannt; jeder Jahrgang der Zeitschrift für Ethnologie ist reich an interessanten Mittheilungen der Lausitzer Anthropologen. Sehr häufig wurde uns Lausitzern die Ehre zu Theil, Voß in unserer Mitte zu sehen, dem die Lausitz in archäologischer Beziehung sehr ans Herz gewachsen ist. Er war uns stets ein freundlicher Mentor.

Vor allen anderen aber ist Virchows unermüdliche Thätigkeit hervorzuheben. Sein Forschungseifer reizte überall zur Nachahmung an. Es ist in der That merkwürdig zu sehen, wie sein einmaliges Erscheinen an einem Ort grundsteinlegend für weitere Forschungen wurde. Abgesehen von der reichen Zahl seiner archäo-

---

1) vergleiche die Referate Virchows, unter dessen Leitung die Excursionen unternommen wurden, in den Verhandlungen der Zeitschrift für Ethnologie 1876, 1877, 1878, 1880.

2) Vgl. meine Zusammenstellung der vorgeschichtlichen Funde aus der Umgegend von Luckau in den Verhandlungen der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1878 S. 296.

logischen Abhandlungen und Beobachtungen gebührt diesem großen Gelehrten das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst, eifrige Alterthumsforscher erzogen zu haben. Ja ich muß selbst gestehen, daß ich die Anregung zu meinen Gräberstudien ihm verdanke. Es war auf der Altdöberner Excursion, wo ich zum ersten Mal einer Ausgrabung auf einem Urnenfelde beiwohnte, als Virchow auf den Zweck des Urnengrabens hinwies und die dort Versammelten ermahnte, nicht bloß Topfsammler, sondern auch Topfgucker zu werden. Ich kam begeistert von dieser Excursion nach Hause und war glücklich, einige Urnenscherben als heilige Reliquien mitgebracht zu haben. Bald begann ich die Nachforschungen in meiner Gegend und ich erinnere mich noch der Freude, die ich mit dem jetzigen Gymnasialdirector Tschiersch empfand, als wir beide auf dem Urnenfelde an der Zaackoer Heide zum ersten Male eine vollständig erhaltene Urne zu Tage förderten. Bald kamen mehr hinzu; die Lust am bloßen Sammeln legte sich jedoch bald. Neue Urnenfelder wurden entdeckt, wie Pilze wuchsen sie aus der Erde. Reiches Material trat zu Tage. Ich begann dasselbe zu verarbeiten, die gemeinsamen Merkmale aufzustellen und den Dingen allgemeine Gesichtspunkte abzugewinnen; ich lernte über die Luckauer Gegend hinausblicken, ich dehnte die Untersuchungen aus bis an die Grenzen der Urnenfelder mit Lausitzer Typus und gewann überall die Überzeugung, daß hier eine einheitliche Begräbnißweise vorliege. In die Einzelheiten derselben immer tiefer einzudringen, wurde mein Specialstudium. Die Resultate dieser mehrjährigen Forschungen habe ich in vorliegendem Buche niedergelegt, doch nicht in dem Sinne, damit Etwas Vollständiges geliefert zu haben. Die Untersuchungen dauern fort. Ich habe zwar schon oftmals am Urnengrabe gestanden und mit wechselndem Glück nach archäologischen Schätzen gesucht, aber ich kann nicht sagen, daß ich mit weniger Spannung an jedes neu eröffnete Grab herantrete und mit weniger Interesse dem entgegensehe, was die Zukunft bringen wird.

Cap. II.

Ursprung und Alter der Lausitzer Gräberfelder. Die Lutchensagen.

Die Alterthumsforscher haben sich lange Zeit darüber gestritten, welchem Volksstamm die Urnenfelder zuzuschreiben seien. In früheren Jahrhunderten sprach man einfach von den Todten- oder Aschentöpfen der Heiden, ohne einen bestimmten Stamm dabei im Sinne zu haben. Die Abhandlungen aus dieser Zeit tragen daher meistens den allgemeinen Titel: Todtentöpfe der Heiden. Im Anfang dieses Jahrhunderts aber fing man an, die Frage der Stammangehörigkeit der Gräber genauer zu untersuchen. Ob sie als slavische oder germanische Alterthümer zu betrachten seien, wurde eine gelehrte Streitfrage der Lausitzer Archäologen. Einige Männer wie Preusker und Wagner hatten im Allgemeinen das Richtige in ihren Schriften schon ausgesprochen, doch bestand der schroffe Meinungsunterschied fort, und als 1869 die Berliner anthropologische Gesellschaft gegründet wurde, fand sie ganz irrthümliche Ansichten über die Lausitzer Gräberfelder vor. Besonders war es auch hier Virchow, der Licht in dieses Dunkel brachte und in seiner universellen Weise die Wege für weitere wissenschaftliche Forschung ebnete. Es gelang ihm, diese Streitfrage zur Entscheidung zu bringen durch einen Punkt, den man in den bisherigen Studien außer Acht gelassen hatte, — die genaue Vergleichung des prähistorischen Topfgeräths. Der von ihm aufgestellte Unterschied desselben ist zur chronologischen Bestimmung der Lausitzer Vorgeschichte maßgebend geworden.

Die gangbare Ansicht war bisher die, daß die Gräberfelder in der Lausitz wendisch, die Rundwälle germanisch seien. Allgemein hießen im Munde des Volkes die Urnenfelder Wendenkirchhöfe [1]). Durch eine große Reihe von Forschungen kam Virchow zu

1) Ich stimme von Schulenburg's Ansicht bei, daß dieser Name ebenso wie der des Wendenkönigs eine spätere Bezeichnung ist. Sie drücken nicht eine Volksüberlieferung aus, sondern sind erst später durch Gebildete, besonders Pastoren in den Volksmund gekommen.

ganz entgegengesetzten Schlüssen, vor allem zu dem Endurtheil: die Gräberfelder sind germanischen Ursprungs. Da ihm der Unterschied der Topfscherben auf den Rundwällen und Urnenfeldern auffallend war, so verglich er auf das Sorgfältigste beide Arten und fand folgende charakteristische Kennzeichen: In den Gräbern sind die Gefäße von großer Zierlichkeit, fein geformt, glatt, gelbröthlich oder schwarz, mit Buckeln, Vorsprüngen und Henkeln versehen und zeigen hauptsächlich lineare Verzierungen. Dieser sich in dem Thongeräth der Gräberfelder repräsentirende Typus ist von Virchow mit dem Ausdruck: „Lausitzer Typus" bezeichnet worden. Einen ganz abweichenden Typus bietet das Topfgeräth in den meisten Burgwällen dar; die Thonscherben sind dickwandig, grob, plump geformt, schlecht gebrannt, von grauer Farbe, ohne Buckel und Henkel, zeigen als Ornamente Wellen- und Schlangenlinien, sowie krumme und unregelmäßige Striche. Die ganzen Gefäße[1]) haben eine weite Öffnung, einen vorspringenden nach Außen umgelegten Rand, niedrigen Hals, flachen Boden, letzterer oft mit kreuzartigem Stempel versehen. Eine der am meisten charakteristischen Verzierungen an den Burgwallsscherben ist diejenige, welche Virchow das Wellenornament genannt hat. Dasselbe besteht darin, daß auf den Scherben mit einem mehrzinkigen Geräth gezogene Wellenlinien horizontal eingeritzt sind. Virchow hat nun nachgewiesen, daß bestimmte Arten der Verzierung, namentlich das Wellenornament, welches auf den meisten der Lausitzer Rundwälle mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrt, auch an solchen Orten auftreten, deren slavische Benutzung historisch durchaus beglaubigt ist. Er studierte die Einschlüsse auf bekannten slavischen Ansiedelungen, Festungswerken und Tempelplätzen, wie z. B. Arcona und Garz auf Rügen, Wollin (Julin) in Pommern, Altlübeck 2c.[2]). Er zeigte an der Hand eines reichen Materials, daß diese Art Topfgeräth den

1) In der Lausitz sind nur einige vollständige vereinzelt gefunden. Ich selbst habe ein derartiges slavisches Thongefäß auf dem Freesdorfer Borchelt bei Luckau ausgegraben; vergl. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1882, Verhandlungen.

2) Vergl. Virchows Abhandlung „der Spreewald und die Lausitz" in der Zeitschrift für Ethnologie Bd. XII. S. 222.

alten Slaven eigenthümlich war und bezeichnete es als slavischen oder Burgwallstypus. Dieser slavische Typus des Topfgeräths wiederholt sich regelmäßig auch an den Orten, wo früher in Deutschland Slaven gesessen haben. Auch an Orten in der Niederlausitz, wo ehemals kein Burgwall stand, sondern die nach meiner Ansicht als vorübergehende Ansiedelungen (z. B. an der Wierigsdorfer Wassermühle bei Luckau) aufzufassen sind, habe ich dieses charakteristische slavische Topfgeräth, darunter Scherben mit Wellenlinie und Topfböden mit Kreuz, sicher festgestellt. Der Laie macht dazu ein ungläubig Gesicht, wenn er hört, daß man aus einem Paar Scherben chronologische Schlüsse zieht. Aber in der Hand des geschulten Anthropologen genügen einige Topfreste der angegebenen Beschaffenheit, um zu sagen, sie stammen aus slavischer Zeit. Es besteht also in der Lausitz kein Zweifel über das, was slavisch ist.

Wie verhält es sich aber mit dem Topfgeräth des Lausitzer Typus! Wir wissen, daß in nachslavischer Zeit die Leichen nicht mehr verbrannt wurden, die Urnenfelder können also nicht nachslavisch, sondern müssen unbedingt vorslavisch sein. Es fragt sich nur, was bedeutet dieses „vorslavisch" in der Lausitz? Ist es gleichbedeutend mit germanisch? oder keltisch? und wenn wir keltisch ausschließen müssen, mit welchem Recht germanisch?

Um diese Frage zu beantworten, ist es durchaus nothwendig, hier kurz auf die Urbewohner der Lausitz näher einzugehen. Was meint die schriftstellerische Überlieferung dazu?

Lange Zeit hat in diesen Landstrichen die Nacheinanderfolge dreier Völker, der Kelten, Germanen und Slaven wissenschaftlich als Dogma gegolten. Daß Slaven nach der Völkerwanderung hier wohnten, wurde nie bezweifelt, aber ob Kelten oder Germanen die ältesten Bewohner der Lausitz waren, darüber entbrannte im ersten Drittel unseres Jahrhunderts ein hartnäckiger Streit. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, welche es sich unter Anderem zur Hauptaufgabe machte, das Dunkel der Urgeschichte des eigenen Landes aufzuhellen. In den ersten Bänden des Lausitzer Magazins, des Organs dieser Gesellschaft, finden sich eine Menge von Artikeln, welche von den Urbewohnern

des Landes handeln. Lange Zeit kam man nicht zur Einigung. Slavische Gelehrte kämpften mit großer Erbitterung für ihre Meinung: „Die Slaven haben von Anfang an diese Wohnstriche inne gehabt.“ Sogar deutsche Männer traten dieser Ansicht bei, von Wersebe ging sogar so weit zu behaupten, überall wo in Tacitus Germania „Suebi“ steht, müßte es „Slavi“ heißen. In einer von der Oberlausitzer Gesellschaft gekrönten Preisschrift[1]) „Waren germanische oder slavische Völker Urbewohner der beiden Lausitzen?“ entschied sich der Verfasser Theodor Schelz nach einer kritischen Würdigung aller schriftstellerischen Quellen für die Germanen und seitdem fand in wissenschaftlichen Kreisen diese Ansicht allgemein Eingang. Es wurde klar, die Lausitz hat von der Urzeit bis heute eine ständige Bevölkerung nicht gehabt. Es folgte hintereinander eine germanische, eine slavische und eine Zeit der Regermanisirung, d. h. vom circa 5. Jahrhundert v. Chr. bis zur Völkerwanderung wohnten hier Germanen, nach der Völkerwanderung bis ins 10. Jahrhundert saßen hier Slaven. Von da an wurde die Gegend allmälig wieder deutsch, nur bestimmte Gebiete blieben fortan wendisch.

Zu Gunsten der Meinung, daß die allerältesten Bewohner Kelten gewesen seien, findet sich keine schriftstellerische Notiz, ebenso wenig dafür, daß einst Finnen in der Lausitz wohnten. Aber auch sonst haben sich weder keltische Münzen noch andere charakteristische Gegenstände in der Lausitz gefunden, welche nothgedrungen zu der Annahme zwängen, daß die Lausitz einst von Kelten besiedelt war. Dieselben haben in Süddeutschland und Böhmen gesessen, das ist zweifellos festgestellt. Mir erregt es jedoch noch aus einem anderen Punkt Bedenken, ob die Kelten nordwärts bis in die Lausitz gedrungen sind. Bekanntlich ist dieselbe an vielen Stellen durchaus sumpfig und waldig. Noch heute überschwemmt das Spreegebiet mit seinen Nebenflüssen, wo doch die Flußläufe schon mehr geregelt sind, sehr häufig, der Spreewald fast jährlich. Um wie viel mehr mochte dies in der Urzeit geschehen! Die Niederlausitz muß in der

---

1) Vergl. Neues Lausitzsches Magazin. Neunzehnter, neuer Folge sechster Band. S. 225.

That in der allerältesten Zeit ein sehr sumpfiger und sehr bewaldeter Gebietsstrich gewesen sein. Die vielen Dorfnamen in der Niederlausitz auf Wald z. B. Sonnewalde, Finsterwalde, Grünswalde, Reichwalde, Schönewalde, Waldow zc. deuten darauf hin, daß diese zur Zeit der Regermanisirung, aus der doch diese Namen stammen, noch immer sehr bewaldet war. Und noch heutigen Tags ist sie allerorts mit Wald bestanden. Wer die Niederlausitz bereist, sieht fast überall kleine Strecken Wald und Heide — übriggebliebene Inseln früherer größerer Waldmeere. Die Frage spitzt sich also dahin zu, lud unser Land zur Zeit, als die Kelten durch Deutschland hindurch ihre Wanderungen nach dem Westen antraten, zum Bewohnen ein? Wol schwerlich haben sie hier dauernd Wohnsitze genommen; sie suchten günstiger gelegene Landstriche auf ihrem Zuge nach Westen. Damals war noch mehr Raum in Europa. Als aber auch die übrigen arischen Völker an Volkszahl immer größer geworden in den Ursitzen nicht mehr Platz hatten, als auch die Germanen aufbrachen, um neue Wohnsitze zu suchen, da mußten nothgedrungener Weise auch die unwirthlichen Landstriche im nördlichen Europa in Besitz genommen werden. Mag vielleicht die Niederlausitz hier und da vorübergehend eine keltische Niederlassung gehabt haben oder sporadisch von einem andern Volke bewohnt worden sein, wirklich bevölkert wurde nach meiner Ansicht diese Gegend erst durch germanische Einwanderer. Wir wissen aus der geschichtlichen Zeit, daß nicht unbedeutende Landstriche Deutschlands mit sumpfigem Boden erst allmälig durch die wachsende Volksmenge in das Bereich der Ansiedelung gezogen wurden, warum soll dieses Verhältniß nicht auch in der Urzeit Nordeuropas stattgehabt haben?

Diese Betrachtung giebt uns Gelegenheit zu untersuchen, wie sich die Resultate der vorgeschichtlichen Funde zur Frage der Urbewohner in der Niederlausitz stellt. Gefunden sind Geräthe aus Stein, Bronce und Eisen und es fragt sich, ob man dem entsprechend von einer ausgeprägten Stein-, Bronce- und Eisenzeit in der Lausitz reden kann. Nach meiner Ansicht nicht. Längst ist man in der prähistorischen Forschung zu der Überzeugung gekommen, daß nicht in jedem Lande eine schematische Aufeinanderfolge einer Stein-, Bronce- und Eisenperiode statt-

gefunden hat. Nordische Verhältnisse passen eben nicht auf unsere. Von den genannten drei Perioden fehlen einzelne in manchen Ländern ganz, sie laufen neben- und durcheinander ab und sind der Zeit nach bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Nun finden wir zwar in der Lausitz Steingeräthe und ich muß sagen, nachdem erst die Aufmerksamkeit darauf mehr gelenkt ist, stellt sich deren Zahl als eine nicht kleine heraus. Wir haben darunter roh zugehauene und polirte Geräthe aus verschiedenen Gesteinsarten, Steinkeile, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, prismatische Messer aus Feuerstein und Flint [1]). Dies ist aber noch kein Grund ein Steinvolk in der Lausitz anzunehmen. Fänden wir Gräber wo einzig und allein Steinsachen vorkämen ohne jede Spur von Metallbeigaben, so würden wir uns zu dieser Meinung genöthigt sehen. Es kommen aber Steingeräthe ziemlich häufig in Urnengräbern mit Lausitzer Typus vor, selbst in Urnen neben Bronce und sogar neben Eisen. Wir haben die volle Überzeugung gewonnen, daß zur Zeit, als Bronce und Eisen schon verbreitet waren, auch noch geschliffene und ungeschliffene Steingeräthe gebraucht wurden. Ob in letzter Instanz ein Volk in der Lausitz gewohnt hat, das sich lediglich der Steingeräthe bediente, muß vorläufig dahin gestellt bleiben.

Wie steht es ferner mit der Bronce- und Eisenzeit? Wir halten uns an unsere Ausgrabungs-Resultate in den Gräbern. Was wir hauptsächlich in den Urnen finden, sind vorwiegend Broncegeräthe, daneben in geringerer Menge Eisen. Dieser Befund deutet unzweifelhaft auf die germanische Zeit. Dies stimmt auch mit der Angabe des Tacitus über die Germanen: Nicht ein Mal Eisen haben sie in Überfluß. Noch immer giebt es Männer, die unsere Urnenfelder durchaus als Wendenkirchhöfe betrachten möchten. Aber an die slavische Zeit ist deßhalb bei den Urnen nicht zu denken, weil bei den Wenden das Eisen schon ganz allgemein in Gebrauch war. Auch die große Menge der Gräberfelder spricht gegen die Wenden. Germanen wohnten in unseren Gegenden fast ein Jahrtausend, Wenden

1) Bis jetzt ist noch kein bearbeiteter Nephrit, Jadeit oder Chloromelanit in der Niederlausitz gefunden worden.

vom circa 6. bis 10. Jahrhundert. Gegen die Slaven spricht auch der Fund von römischen Münzen in den Urnen, wie denn auch sonst römische Münzen in der Lausitz gefunden sind, nach einer Zusammenstellung von Jentsch bis jetzt 42. Dies weist auf einen Verkehr mit den Römern hin. Zur Zeit dieses Verkehrs wohnten hier aber noch Germanen. Nach alledem bin ich der Meinung, daß „vorslavisch" in der Lausitz germanisch bedeutet, daß also auch die Gräberfelder mit Lausitzer Typus als germanische aufzufassen sind.

Aber noch einen andern Beweis möchte ich für den germanischen Ursprung der Urnen anführen. Obwol der größte Theil der Rundwälle in der Niederlausitz sich als slavisch erwiesen hat, haben sich mit der Zeit mehrere Rundwälle gefunden, welche in den obern Schichten zwar slavische Scherben enthalten, in den untern dagegen ein anderes Topfgeräth darbieten, sogenannte vorslavische, mit Henkeln versehene Scherben. Unter diese Kategorie gehören der Burger, der Niemitscher, der Gosmarer, der Großmehßower Rundwall, der Batzlin bei Lübbenau ꝛc. In der ersten Zeit stieß man sich daran, diese sehr zahlreich in den unteren Schichten auftretenden Scherben mit dem Thongeräth des Lausitzer Typus zu identificieren. Ich habe jedoch in Folge vielfacher Vergleichung in meinem Vortrage[1]: „Über germanische und ursprünglich germanische Rundwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet" den Nachweis geliefert, daß die Scherben der unteren Schichten, welche uns ein Conglomerat von zerbrochenen Gebrauchsgefäßen, Speise- und Trinkgeschirr repräsentiren, sowol in Form und Habitus als in Verzierung den Grabgefäßen mit seinen thönernen Beigaben gleichen. Auch Wagner, der sehr eingehende Ausgrabungen auf den Schliebener Gräbern angestellt hat, betont ausdrücklich in seinen Schriften die Übereinstimmung der Gräbergefäße und des im Schliebener Rundwall gefundenen Topfgeräths; auch er schließt daraus, daß sie ein und demselben Volksstamm angehören müssen. Wie ich nun vorher gezeigt habe, waren die Vorbewohner der Slaven Germanen: Eine Zwischenschicht zwischen slavischen und vorslavischen Schichten

---

1) vergl. Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen 1882. Junisitzung.

ist auf den Rundwällen nicht zu constatieren. Wem anders sollen wir also die in den unteren Schichten massenhaft vorkommenden Scherben zuerkennen, als den Germanen, die viele Jahrhunderte hindurch diese Gegenden inne hatten. Diese genannten zweischichtigen Mischwälle deuten unzweifelhaft auf eine mehrfache, aufeinanderfolgende Benutzung, geknüpft an den Wechsel der Bevölkerung in der Lausitz. Da nun aber — so schließe ich weiter — das Topfgeräth der Urnenfelder mit dem Topfgeräth der germanischen Rundwälle übereinstimmt, so sind nothgedrungen auch die Urnenfelder mit Lausitzer Typus germanisch*).

Nachdem wir so festgestellt haben, welchem Volksstamm unsere Urnenfelder angehören, bleibt noch übrig, das Alter derselben näher zu präcisiren. Selbstverständlich kann in der Vorgeschichte von bestimmten Jahreszahlen nicht die Rede sein; die Angabe des Alters ist stets nur eine relative. Die früher aufgestellten Zeitbestimmungen sind durchaus unbrauchbar. Treuern in seiner Vorrede sagt: „Der berühmte Rud-

*) **Anmerkung.** Die Begräbnißweise der Wenden hier näher in betracht zu ziehen, liegt nicht in dem Programm meiner Schrift. Ich deute hier nur Einiges an. Nach dem augenblicklichen Stand der Lausitzer Gräberforschung neige ich der Ansicht zu, daß die Wenden der Vorzeit in der Niederlausitz ihre Todten nicht verbrannten, sondern begruben. Wir kennen zwar aus den Slavenchronisten z. B. Bonifacius und Cosmas mehrere Stellen, aus denen hervorgeht, daß auch bei den Slaven Leichenverbrennung stattfand. Aber damit ist nicht gesagt, daß auch die bei uns wohnenden Stämme der Slaven ihre Leichen verbrannten. Die Slaven zerfielen in sehr viele einzelne Stämme, die sich in ihren Sitten mehrfach von einander unterschieden. Ebenso wissen wir bereits, daß auch nicht bei allen germanischen Stämmen dieselbe Begräbnißweise statt hatte. In manchen Gegenden kommt Leichenverbrennung neben Begraben vor, in manchen war das Begraben allein üblich. Was mich besonders zu meiner Ansicht über die slavische Begräbnißweise bestimmt, ist der Umstand daß man in Gegenden, die früher doch in der heidnischen Zeit stockwendisch waren, immer nur germanische Urnenfelder findet. Der Schluß, daß deshalb, weil die Slaven in andern Gegenden ihre Todten verbrannt haben, dies auch in der Lausitz der Fall sein müsse, ist von vornherein falsch. Denn nichts rächt sich in der vorgeschichtlichen Forschung schwerer als das Generalisiren. Indeß bei der practisch-empirischen Richtung der Anthropologie spreche ich mein obiges Urtheil über die Begräbnißweise der heidnischen Wenden mit einer gewissen Reserve aus. Ob dasselbe allgemein für die Niederlausitz aufrecht zu erhalten ist, muß der Folgezeit überlassen bleiben.

beguius, welcher viele 1000 Gräber eröffnet, will behaupten, daß die auf oder um die äußerlich gelegten Steine gewachsene Moosschicht solches benachrichtige. Ein Finger Moos sollte 500, zwei Finger 1000, drei Finger Moos 1500, Jahre alt sein." Treuern hält diese Behauptung für unrichtig und — wir natürlich auch. Nach der Mächtigkeit der Moosdecke das Alter eines Gegenstandes beurtheilen zu wollen halte ich für ebenso unzuverlässig, als nach der Stärke der Sandablagerungen im Wasser oder der Tropfsteinschichten in Höhlen chronologische Bestimmungen aufstellen zu wollen. Bei dieser Methode das Alter eines Dinges festzusetzen, wird man stets zu falschen Schlüssen gelangen müssen, weil derartige Schichtbildungen durch die Witterung, Temperatur und Einflüsse andrer Art zu sehr der Veränderung unterworfen sind. Da wir in unsern Urnenfeldern hauptsächlich Broncegegenstände antreffen, und einige Münzfunde in Urnen mit Lausitzer Typus bestimmtere Anhaltspunkte geben, so kann man im Allgemeinen sagen, daß ihre Anlegung um die Zeit vor und nach Christi Geburt fällt; um diese Zeit war in unseren Gegenden Bronce noch das herrschende Metall. Wie viel Jahrhunderte wir vor Christo zurückgehen können, läßt sich augenblicklich ebensowenig sicher bestimmen, als genau angeben, wie lange n. Chr. die Leichenverbrennung und das Beisetzen in Urnen sich hinzog. Sicherlich sind die Gräberfelder in Hinsicht ihres Alters einzeln von einander verschieden; die einen müssen wir uns früher, die andern später angelegt denken. Ich komme später im zehnten Capitel noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Die Lutchen.

In einem Anhang zu diesem Capitel sehe ich mich veranlaßt noch der Lutchensagen zu gedenken, weil die Leute in der Lausitz die Urnen immer und immer wieder mit den Lutchen in Verbindung bringen. Bei einer Frage über die Stammangehörigkeit der Lausitzer Urnen, die so vielfach hin und her discutirt worden ist, wird es interessant sein, auch ein Mal zu hören, was der Volksmund dazu meint. Daß der allge-

mein übliche Ausdruck Wendenkirchhöfe nicht im Volk selbst entstanden ist und uns somit auch nicht ein Zeugniß der Volkstradition sein kann, habe ich bereits vorher angedeutet.

Es ist höchst merkwürdig, wenn man die gewöhnlichen Leute in der Lausitz fragt, von wem die „alten Töpfe" wol herrührten, stets von Groß und Klein die Antwort zu erhalten: von den Lutchen. Und fragt man weiter, wer diese Lutchen waren, so hört man wiederum fast mit denselben Worten: „Die Lutchen waren kleine Leute, sie wohnten in Sandbergen und Hügeln, waren gutartig, borgten sich von den Leuten Back- und Butterfässer, konnten den Ton der Glocken nicht vertragen und sind verschwunden." So berichtet von Schulenburg aus dem Spreewald[1]) und ich muß nach den Erfahrungen in meiner Gegend dies vollständig bestätigen. Es ist auffallend, im Wesentlichen immer dasselbe an den verschiedensten Orten der Lausitz zu vernehmen. Ich selbst habe mir dies hundert Mal sagen lassen. Diese Probe kann Jeder anstellen, der mit unseren Landleuten in Berührung zu kommen Gelegenheit hat. Die Sage kennt noch viele Orte, wo Lutchen gewohnt haben sollen, z. B. bei Kemmen unweit Calau, bei Senftenberg in den Waldungen vom Koschenberge aus bis in die Oberlausitz, bei Halbendorf, ferner zeugt die ludkowna bei Branitz von ihrem Aufenthalte. Auf der Grenze von Schönheide und Graustein ist das Lutchenthal (ludkowy dol), „Da wohnten die ludki." Rittergutsbesitzer Paschke in Neuendorf bei Lübben erzählte mir, daß die Leute pflasterartige schwarzerdige Stellen in der Nähe seines Dorfes „Lutchenbacköfen" nennen. Es giebt ferner viele Hügel in der Lausitz, welche den Namen Lutchenberge (ludkowa gora) führen; so giebt es in der Nähe des Burger Schloßberges einen Lutchenberg, so liegen bei den Dörfern Altno und Großlübbenau Lutchenberge. Auch werden heutigen Tages noch Stellen gezeigt, wo die Lutchen ihren Gottesdienst hielten, z. B. die Lutcheneiche bei Straupitz.

Da die Lutchensagen in der Niederlausitz eine so große

---

1) vergl. Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, von Wilibald von Schulenburg. Leipzig. F. A. Brockhaus 1880. S. 277 und flgde., ferner sein anderes Werk: Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882.

Rolle spielen, so gehe ich etwas ausführlicher darauf ein. Die Niederlausitzer Sagenforscher von Schulenburg[1]) und Veckenstedt[2]) haben neuerdings denselben größere Aufmerksamkeit geschenkt. Nur einige Einzelheiten, die mir für unsre Betrachtung wichtig erscheinen, seien aus diesen Sagensammlungen hier erwähnt. Ich beziehe mich im Folgenden hauptsächlich auf von Schulenburgs Forschungen. Der Name ludki ist wendisch und bedeutet kleine Leute. An allen Orten, wo Lutchen gehaust haben, findet man Überbleibsel von ihnen, wie Töpfe, Krüge, Teller 2c. Sie standen mit den Wenden in freundlichem Verkehr, kamen zu ihren Festen, tanzten gern, waren fröhlichen Gemüths, luden auch manchmal die Wenden zu Gevattern. — Sie borgten sich öfters Backfaß und Butterfaß. Sie hatten eine andere Sprache, sie sagten immer: Backfäßchen nicht Backfäßchen, Brötchen nicht Brötchen, Butterfäßchen nicht Butterfäßchen 2c. — Die Lutchen waren die ersten Menschen hier. — Sie waren Heiden, keine Christen. — Die Thränennäpfe sind von den Vor'schen, von den Vorher'schen Heiden. — Der Ton der Glocken war ihnen zuwider. — Wenn Jemand von ihnen gestorben war, verbrannten sie die Leiche und setzten die Knochenreste in Urnen bei. Bei dem Begräbniß weinten sie sehr, die nächsten Verwandten hielten sich gegenseitig Näpfchen unter die Augen, fingen dann die Thränen auf und setzten auch diese um die Urnen herum. Findet man diese Näpfchen, so sind sie von Thränen noch feucht.

Diese Lutchensagen fordern dazu auf, zu prüfen, wer mit den ludki eigentlich gemeint ist, ob in der That ein historischer Kern in diesen Sachen steckt. Jacob Grimm läßt es unentschieden, ob man daraus ein historisches Volk folgern darf. Preusker nimmt an, daß die Wenden mit dem Namen ludki „die noch nicht christlichen und in abgelegenen Gegenden versteckten Heiden bezeichnet, vielleicht auch zurückgebliebene oder in verborgenen Gegenden zurückgezogene Germanen." Ich

---

1) vergl. die oben angeführten Werke.

2) vergl. „Wendische Volkssagen der Niederlausitz" und ferner den einschlägigen Vortrag des Dr. Veckenstedt. Zeitschrift für Ethnologie 1877. Verhandlungen S. 106.

muß gestehen, daß die Vermuthung Preusker's, sie für Reste der Germanen zu halten viel für sich hat, da es doch sehr merkwürdig ist, daß das Volk die Urnen immer wieder mit den Lutchen in Verbindung bringt. Wie auffällig ferner ist die Sage von ihrer Begräbnißweise, ihrer Redeweise, ihres Verkehrs mit den Wenden, ihres Borgens von Gebrauchsgegenständen ꝛc. Immer mehr — ich komme später ausführlicher darauf zurück — drängt sich mir die Überzeugung auf, daß bei dem Einrücken der Slaven in diese Lande hier und da germanische Reste zurückgeblieben sind. Aber woher der Name ludki, kleine Leute? Gab vielleicht späteren Generationen, die nicht mehr den wirklichen Sachverhalt kannten, das Auffinden kleiner Knochenstücke in den Urnen und das Vorkommen sehr kleiner Henkel an den Gefäßen dazu Veranlassung, daß man dies auf kleine Leute bezog? Man gewinnt aus Einzelheiten der Sagen doch den Eindruck, als wenn diese Lutchen in der That an manchen Stellen wirklich gelebt, auch Viehzucht und Ackerbau getrieben hätten. Vielleicht bezieht sich der Ausdruck „kleine Leute" nicht auf Menschen von geringer Körpergröße, vielleicht bedeutet der Name nur die Untergebenen, die Geringeren, die armselig in wüsten Gegenden wohnten. Nebenbei bemerke ich hier, daß auf unsern Dörfern ebenfalls der Ausdruck „kleine Leute" gebräuchlich ist; damit bezeichnet man die Leute von geringem Besitz, die Anbauer, ohne dabei im Geringsten an einen Unterschied der Körpergröße zu denken. So mag man denn in der ersten Zeit wirkliche Leute darunter verstanden haben; aber durch den Wechsel der Bevölkerung in der Niederlausitz kam es, daß die eigentlichen Erinnerungen immer mehr verschwanden. Die Sage brachte ihre Zuthaten. Die Zwergsagen, die Sagen der Erdmännchen, welche in den Bergen spielten, crystallisirten sich an. So mag auch der die christliche Religion bezeichnende Glockenschall, welcher als Grund ihres Abzuges und Verschwindens angegeben wird, späterer Zusatz sein. Doch ich will hier nichts Bestimmtes aussprechen, nur einige Andeutungen gab ich, welche vielleicht den zur weitern Untersuchung anregen können, welcher der Sagenforschung näher steht. Wirkliche Anhaltspunkte für den Ursprung der Urnen lassen sich allerdings daraus nicht gewinnen, aber mir will scheinen, die

Lutchensagen bergen vorslavische Erinnerungen. Der Folgezeit bleibt es überlassen, nach Abscheidung des sagenhaften Elementes den historischen Kern herauszuschälen. Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß von Schulenburg, der unermüdliche, scharfsichtige Wendenforscher, der unmittelbar unter dem Volke selbst im Spreewald mehrere Jahre gelebt und die Sagen in ihrer vollen Ursprünglichkeit dem wendischen Volksgeist abgelauscht hat, ebenso wie in Betreff des Wendenkönigs so auch in Betreff der Lutchensagen schließlich Klarheit schaffen wird.

Cap. III.

Lage und Häufigkeit der Urnenfelder.

Was die Lage der Urnenfelder anbetrifft, so habe ich die Erfahrung gemacht, daß dabei die Bodenart eine wichtige Rolle spielt. Fast nie trifft man sie auf Ackerstrichen, die im landwirthschaftlichen Sinne als guter Boden zu bezeichnen sind. Sie liegen vielmehr fast durchgängig auf sandigen oder kieshaltigen Bodenerhebungen von mäßiger Höhe, auch auf einzelnen Sandhügeln. Nicht immer aber sind sie heute auf freiem Felde gelegen. Ein großer Theil der Urnenfelder hat jetzt seine Lage mitten in der Heide und ist mit Bäumen dicht bewachsen. Aber es giebt auch Beispiele von auf sumpfigem oder wiesigem Terrain befindlichen Gräberfeldern. Ich bezweifelte Anfangs dieses Vorkommen. Ich konnte mir nicht denken, daß wirkliche Knochenurnen unter Torf gefunden sein könnten. Um mich von dieser Thatsache zu überzeugen, begab ich mich selbst mit Torfmachern an Ort und Stelle und förderte mit eigenen Händen wirkliche mit Knochenresten gefüllte Todtentöpfe zu Tage. Man kann keinen anderen Erklärungsgrund für diese Erscheinung finden als die Annahme, daß an solchen Orten durch Überschwemmungen und Auflagerung von Torf- und Moorschichten die frühere Oberfläche sich umgestaltet hat. So fand Schlesier einen Theil des am heiligen Steg bei Schlieben

gelegenen Friedhofes im Sumpf, der nach seiner Ansicht ohne Zweifel erst in späterer Zeit durch Einbruch von Gewässern entstanden ist. Ich bemerke hierbei, daß das veränderte Aussehen der Thongefäße nicht etwa zu abweichenden Schlußfolgerungen berechtigen kann. Derartige Urnen haben nämlich unter dem Einfluß des Wassers und der Feuchtigkeit gelitten, sie haben meistens Glätte und Glanz verloren und erscheinen wie angeätzt.

So fremdartig mir Anfangs auch die tiefere Lage mancher Urnenfelder erschien, so sah ich mit der Zeit bald ein, daß die Ursache sehr erklärlich ist. Denn als ein constantes Vorkommniß muß ich anführen, daß in der Nähe von prähistorischen Friedhöfen ausnahmslos kleine oder größere Gräben, Teiche, sumpfige Brüche — kurz Wasser zu finden ist. Wie leicht konnte da bei eintretenden Überschwemmungen ein Theil unter Wasser gesetzt werden.

Die Zahl der Urnenfelder ist in der Lausitz auffallend groß. Wol kaum ein andres Land ist reicher daran. In früheren Jahren war nur eine geringe Menge bekannt. Aber nachdem sich im letzten Jahrzehnt der Sinn für Alterthumskunde reger gestaltet und der Blick für vorgeschichtliche Fundstätten geschärft hat, ist klar geworden, daß bei den meisten Dörfern in der Niederlausitz ein Urnenfeld vorhanden ist und oft nicht nur eins, sondern manchmal zwei bis drei. So sind bei Görlsdorf zwei, bei Goßmar und Stoßdorf drei, bei Ragow sogar vier bekannt 2c. In einigen Gegenden liegen sie weitläufiger auseinander, an manchen Orten sind sie sehr dicht. Von der Luckauer Umgegend möchte man fast sagen, sie wimmelt von Urnenfeldern.

Cap. IV.

Ausdehnung und Abgrenzung der Urnenfriedhöfe.

Ich habe eine große Reihe von Gräberfeldern untersucht, um über ihre Ausdehnung eine allgemeine Ansicht zu gewinnen.

Mein summarisches Gutachten geht jedoch dahin, daß dieselben an Größe sehr verschieden sind. Auf jetzt ebenen Friedhöfen fällt es schwer, die Grenzen genau abzustecken. Nicht immer ist es möglich, aus Gründen verschiedener Art das ganze Urnenfeld durchgraben zu lassen; ich richtete mich daher nach den auf dem Acker zerstreut liegenden Scherben. Diese bieten einen ungefähren Anhaltspunkt. Wenn man auch annehmen muß, daß einzelne durch Pflug und Egge verschleppt sind, so ist doch darauf Gewicht zu legen, wo dieselben in größerer Anzahl die Oberfläche bedecken. Dort ist mit Wahrscheinlichkeit ein darunter befindliches Grab zu vermuthen. Ich habe dann an solchen Orten vielfach eingegraben und die Grenzen festgestellt.

Bessere Anhaltspunkte, welche sofort in die Augen fallen, gewähren die Gräber, wo noch die Hügel erhalten sind. Die Zahl derselben variirt ebenfalls sehr. An einzelnen Punkten sind bis 250 Hügel gezählt worden; solche Felder sind außergewöhnlich umfangreich. Im Durchschnitt fand ich 50—150. Sicher constatirt sind aber auch ganz isolirte Hügel und einzelne Urnenfunde. Obwohl ich anfangs daran zweifelte, so muß ich doch nach einzelnen Erfahrungen die Richtigkeit dieses Faktums zugeben. Ich ließ an derartigen Plätzen das Terrain in weiterer Umgebung durchsuchen, ohne auch nur eine Spur eines anderen Grabes anzutreffen. Abgesehen von diesen Einzelgräbern, die wir nicht als prähistorische Kirchhöfe, sondern nur als ein Familienbegräbniß eines entfernt vom Dorfe wohnenden Besitzers ansehen können, beträgt nach meiner Schätzung die Ausbreitung der Friedhöfe einen bis mehrere Morgen; ja es giebt Urnenfelder, die circa 10 Morgen umfassen. Bei Jessen im Sorauer Kreise entdeckte Krug einen Begräbnißplatz von außergewöhnlicher Größe — eine unerschöpfliche prähistorische Fundgrube dieses Forschers. — Schließlich lasse ich hier nicht unerwähnt, daß ich zuweilen den Eindruck empfangen habe, als wenn sich eine Hügelreihe von Gräbern in kurzen Unterbrechungen über eine weite Strecke in die Länge zöge, während die Breitenausdehnung nur eine geringe war. Es war mir noch nicht möglich, hinreichendes Material zu sammeln, um hierüber ins Klare zu kommen. Ich knüpfe diese Bemerkung nur aus dem Grunde hier an, um die

Aufmerksamkeit anderer Forscher auf dieses Vorkommen zu lenken.

Sodann richtete ich mein Augenmerk auch darauf, ob bei der Anlage der Grabstellen eine regelmäßige Anordnung und ob eine Ausdehnung derselben nach einer bestimmten Himmelsgegend wahrzunehmen sei. Ich kam jedoch fast überall zu dem Schluß, daß die einzelnen Gräber ohne alle Regelmäßigkeit wirr durcheinander liegen; auch die Distanzen zwischen denselben sind ganz verschieden. Nur auf dem Jessener Gräberfelde spricht Krug von einer reihenweisen Anordnung der Gräber. Er fand, daß, wenn man eine Stelle aufgedeckt hat, man in grader Richtung nach Norden weitergraben müsse. Ich glaube jedoch, daß sich in den seltensten Fällen auf Lausitzer Urnenfeldern eine reihenweise oder regelmäßig von einander entfernte Anordnung wird constatieren lassen. Die Unregelmäßigkeit ist die Regel.

Endlich lag mir sehr viel daran, nachzuforschen ob die germanischen Friedhöfe ursprünglich eine markirte Abgrenzung hatten. Alle darauf bezüglichen Explorationen ließen jedoch vollständig im Stich. In keinem Falle ist es mir gelungen, den Nachweis zu liefern, daß eine Einfriedigung des Todtenackers bestand. War dieselbe aus Bäumen oder sonstigem vergänglichen Material, so ist natürlich heute auf jedwede Feststellung der eigentlichen Kirchhofsgrenzen zu verzichten. Ich habe absichtlich dieses Punktes wegen mehrere der ältern Urnenschriften durchgesehen, doch fand sich kein wirklicher Anhaltspunkt. Nur ein Mal las ich bei Treuern im dritten Capitel [1]), wo er von den äußerlichen und innerlichen Kennzeichen handelt, die kurze Notiz: „Ein äußerlicher Wegweiser zu den verborgenen Grüften ist ein in der Runden, durch gewisse Steine, so fast der Erde gleich liegen, abgetheilter Kirchhof."

---

1) vergl. i. d. o. Schrift S. 8. Vielleicht meint der Verfasser aber auch hier nur eine Grabstelle.

Cap. V.

Ursprüngliche Form der Lausitzer Urnengräber.

Wir finden die Urnen heut zu Tage theils unter ebenem unmarkirten Boden in der Erde, theils in Hügeln. Wir sprechen jetzt allgemein von Urnenfeldern; dieser Name hat sich überall eingebürgert, weil der weitaus größte Theil der Friedhöfe auf ebenen Ackerflächen gelegen ist. Lange Zeit war nun die Ansicht vorherrschend, daß in der Lausitz zwischen Flachgräbern und Hügelgräbern erhebliche Unterschiede zu machen seien. Man glaubte sie deshalb verschiedenen Volksstämmen zuschreiben zu müssen. Auch in dem hochachtbaren Werk von Undset[1]): „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa", wird ein solcher Unterschied noch hervorgehoben. Indeß verschiedene Umstände hatten schon längst den Gedanken in mir wachgerufen, daß die uns jetzt als Flachgräber erscheinenden Stellen früher mit mehr oder weniger großen Erdhügeln bedeckt waren. Als Virchow ebenfalls im Anschluß an die Ausgrabungen Hirschbergers auf dem Tornower Hügelgräberfelde die Vermuthung aussprach, daß unsere Lausitzer jetzt ebenen Urnenfelder wahrscheinlich ursprünglich als Hügelgräber aufzufassen seien, so stellte ich zur Entscheidung dieser Frage umfassende Untersuchungen in der Niederlausitz an. Schwierig war es auf ebenem Acker, der schon Jahrhunderte lang unter dem Pfluge ist, hierüber etwas Positives nachzuweisen. Dagegen ließ sich der Frage näher treten auf solchen Urnenfeldern, welche neben Sandgruben auf Strecken kiesigen unbeackerten Landes liegen. Hier konnte ich inmitten anscheinend in ebener

1) Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie von Dr. Ingwald Undset. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf, Hamburg, Otto Meißner 1882. Ich betone ausdrücklich in dieser Note, daß in den obigen Worten kein Vorwurf gegen den so verdienstvollen skandinavischen Forscher liegt. Als Undset das deutsche Material sammelte (seine Studienreisen fallen in die Jahre 1876, 1879 und 1880), lagen diese Untersuchungen noch nicht vor, so daß er davon nicht Kenntniß nehmen konnte.

Erde beigesetzten Urnen noch Hügelgräber constatieren, die zum Theil freilich ganz verwischte Contouren zeigten. Hauptsächlich aber ist es mir gelungen, in der Nähe von Waldungen festzustellen, daß ein heute eben erscheinendes Urnenfeld ursprünglich Hügel besaß. An manchen Orten fand ich einen Theil des Todtenackers aus Hügeln bestehend in der Heide, den anderen ebenen Theil auf dem dicht angrenzenden Acker. Weitere Untersuchungen ergaben nun, daß die Formen der Urnen, die Ornamente, die Beigaben überhaupt die Art der Beisetzung vollständig mit dem Befund in den Hügelgräbern übereinstimmten, daß also die gesammte Fundstelle als ein zusammengehöriges Urnenfeld zu betrachten war. Da derartige Orte meistens auf schlechtem sandigen Boden, der erst in späterer Zeit urbar gemacht worden ist, gelegen sind, so habe ich von alten Leuten öfters selbst noch gehört, daß jetzt planirte Felder früher mit eben solchen Hügeln wie in der angrenzenden Heide bedeckt waren. Zuweilen hat ein derartig beackertes Urnenfeld noch ein ganz hügeliges Aussehen. Freilich schwindet dasselbe von Jahr zu Jahr mehr, da es dem Landmann darum zu thun ist, seinen Acker durch Pflügen allmälig zu ebenen. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Thatsache auf einer Reihe von Ackerflächen sogenannten Neulandes bestätigt zu finden. Sehr wichtig für meine Ansicht war das Weißagker Urnenfeld bei Wendisch Drehna (Kreis Luckau). Die dortige Feldmark ist zum großen Theil mit Wald bewachsen. Erst nach und nach wurden früher bewaldete Stellen in Ackerland umgewandelt; dies geschieht zum Theil heute noch. Dicht bei dem Schlosse des Herrn Rittergutsbesitzers Gilka liegen nun in der Heide circa 40 größere und kleinere Hügel. Steinsetzung und Leichenbrand ist für diese Hügelgräber charakteristisch. Unmittelbar neben dieser Heide liegt ein mehrere Morgen ausgedehntes Urnenfeld. Dasselbe ist eben und unterscheidet sich durchaus nicht äußerlich von unsern gewöhnlichen Lausitzer Urnenfeldern. Da der Weißagker Friedhof einer der ersten war, den ich näher untersuchte und ich Anfangs Bronceschmucksachen nur in den Hügeln fand, so war ich zuerst der Ansicht, daß in den Hügelgräbern der reichere Theil der Bevölkerung, auf dem ebenen Urnenfelde die ärmere Klasse begraben sei. Nachdem ich jedoch

längere Zeit dort Untersuchungen angestellt hatte, sowol in den Hügelgräbern als auf dem ebenen Theil, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ein solcher Unterschied nicht zu machen ist. Auch auf dem ebenen Todtenacker trifft man dieselben Urnenformen mit denselben Ornamenten und broncenen Beigaben wie in den Hügeln, ebenso verhält sich die Steinsetzung. Die Bronceschmucksachen sind auf beiden Hälften in ähnlicher Menge gefunden. Dazu kommt, daß hier in Weißagk Leute existiren, die sehr genau wissen, daß der ebene Theil des Urnenfeldes vor nicht zu langer Zeit mit Heide bestanden war, worin sich auch solche Hügel befanden, wie die jetzt noch bestehenden. Man kann daher wol sicher behaupten, daß der Weißagker Friedhof ursprünglich ein Hügelgräberfeld war. — Ähnliches zeigt sich an der Crossener Heide (Kreis Luckau); auch hier sind am Waldrande noch einige Hügel sichtbar. Ähnliche Verhältnisse fand ich auf mehreren Urnenfeldern der ausgedehnten Feldmark des früheren Ministerpräsidenten Sr. Excellenz Freiherrn von Manteuffel in Crossen, der mir einschlägige Untersuchungen bereitwilligst gestattete. — Dies sind meine eigenen Beobachtungen, aber auch Krug auf Jessen berichtet von dem dortigen Begräbnißort, daß dieser früher hügelig gewesen sei, während er jetzt fast durchweg eben erscheint. Nur bei genauer Betrachtung erkennt man daselbst hin und wieder die Form eines Tumulus.

Es kam mir ferner zur weiteren Stütze meiner Ansicht darauf an, nachzuweisen, daß an mehreren Plätzen noch wohlerhaltene Hügel vorhanden sind, und diese auf ihren Inhalt zu prüfen. Ich bat mir bekannte und für alterthümliche Funde sich interessirende Forstbeamte, in den Waldungen auf derartige Hügel zu achten und ich habe dadurch mehrere Orte kennen gelernt in der Heide, wo Hügelgräber noch intact sind. So giebt es z. B. noch Hügel in größerer Zahl bei Grünswalde in der Heide des Herrn Baron von Thermo, ferner bei Altgolßen in der Heide des Herrn Rittergutsbesitzers Heynemann ꝛc. Besonders interessant war es mir, durch die Güte des Herrn Dr. Siehe bei Groß-Mehßow (Kreis Calau) ein Gräberfeld kennen zu lernen, welches eine Menge wohlerhaltener Hügel aufzuweisen hat. Als ich diese imposanten Hügel

beobachtete und an die Lausitzer Flachgräber dachte, da kam mir unwillkürlich der Gedanke, daß diese wol von einem Volksstamm errichtet sein müßten, der sich einer andern Begräbnißweise bediente. Die Gräber enthalten mächtige Steinpackungen, und wie erstaunte ich, als wir nach dem mühevollen Wegschaffen der Steine und längerer Erdarbeit schließlich auf Urnen und Thongefäße von ausgeprägt Lausitzer Typus stießen und bronceneѕ Kleingeräth fanden, wie es in den Lausitzer Flachgräbern üblich ist. Diese Groß-Mehßower Grabhügel sind durchaus den Klein-Rößner Grabhügeln bei Schlieben an die Seite zu setzen. Der Schliebener Wagner hat in seinen Werken eine Menge von Urnen, Thongefäßen und Grabalterthümern abgebildet und wenn wir dieselben näher prüfen, so sehen wir Formen, die den Groß-Mehßower und Weißagker Fundsachen gleichen.

Bei Tornow (Kreis Calau) sind ferner durch Hirschbergers Ausgrabungen[1]) größere Hügel zu unserer Kenntniß gekommen, wo mehrere Schichten von Urnen etagenmäßig übereinander gestellt sind. Auch in der Umgebung des Hügels wurden Urnen entdeckt. In denselben hat man Knochenreste Erwachsener und Kinder constatirt. In einem der Hügel fand Hirschberger auch einen Brandplatz mit pflasterartig gelegten Steinen. Solche Hügel sind ohne Zweifel als größere Familienbegräbnisse aufzufassen, die allmälig durch Beisetzung neuer Todtentöpfe sich vergrößerten. Hier ist der geeignete Platz auch derjenigen Bodenerhebungen zu gedenken, wo auf verhältnißmäßig kleinem Terrain dicht gedrängt zahlreiche Urnen stehen, z. B. auf dem Müsching bei Müschen. Daselbst fanden sich nach von Schulenburgs Erfahrungen 2—3 Schichten von Urnen übereinander, ein Beweis, daß neue Generationen immer wieder über den alten Gräbern bestatteten, ohne jedoch die früher beigesetzten Urnen zu zerstören. Solche größeren Urnenhügel sind ohne Zweifel allmälig durch stetes Aufwerfen frischer Erde entstanden.

Wir haben also gesehen, daß noch heute eine ziemliche Anzahl von Hügelgräbern vorhanden ist. Die Höhe derselben

---

1) vergl. Zeitschrift für Ethnol. 1880. Verhandlungen S. 294.

weicht sehr von einander ab. Es giebt kleine und niedrige Hügel, aber es kommen auch umfangreiche und hohe vor, — auf ein und demselben Urnenfelde. Ich kenne Hügel, die 30 bis 50 Schritt im Umfang haben und deren Höhe 10—15 Fuß beträgt. Wagner beschreibt auf den Zweibergen bei Roitsch Hügelgräber von 160—170 Schritt im Umkreis und 2—9 Ellen Höhe. Man glaubt Hünengräber vor sich zu sehen, so gewaltig sind manche und doch bergen sie Urnen vom Lausitzer Typus.

Die noch erhaltenen Hügel mit ihrem gleichartigen Inhalt sind demnach ein Beweis für die Annahme, daß ursprünglich alle germanischen Grabstätten in der Lausitz von einem mehr oder weniger großen Erdaufwurf bedeckt waren. Es fragt sich nur auf welche Weise diese ehemaligen Hügel verschwanden. Die Gründe sind verschiedener Art. Vor Allem hat die fortschreitende Bodenkultur die äußere Form verändert. Der Landmann planirt der besseren Beackerung wegen seine Fluren. Charakteristisch ist das Wort eines Lausitzer Oekonomen, das er mir auf meine Erkundigung, ob nicht früher kleine Berge auf seinem Acker gewesen wären, zur Antwort gab: „Die Hünengräber und Steine haben wir vor ein Paar Jahren gründlich weggewirthschaftet." Und so ergeht es den alten Grabhügeln überall, wo neuer Boden zur Ackerbestellung herangezogen wird. Doch auch noch ein anderer Faktor ist beim Verschwinden der Hügel in Rechnung zu bringen, das Windwehen. Dies ist nicht gering anzuschlagen, besonders dort wo Flugsand und nicht ein Mal eine Rasendecke vorhanden ist. Der Wind hat in den vielen Jahrhunderten, die seit der Anlage der Gräber dahingegangen sind, die Zwischenräume der Hügel vollgeweht, so daß die einzelnen Rundungen sich nicht mehr abheben. Diese Thatsache wurde mir recht begreiflich auf dem Urnenfeld bei Altno (Kreis Luckau). Hier ist weißer, loser Sandboden, der vom Wind leicht losgeweht wird. Hat derselbe doch so sehr die oberflächlichen Schichten abgetragen, daß an vielen Punkten die Töpfe an der Oberfläche zum Vorschein kamen und Scherben und Knochenreste über das ganze Terrain vom Wind hin- und hergeworfen werden. Aber auch sonst stehen auf diesem Friedhof die Urnen sehr flach. — End-

lich sei noch bemerkt, daß ohne Zweifel auch heftige Regengüsse mitgewirkt haben und heute noch dazu beitragen, die Hügelform zu verändern und eine mehr homogene Bodenoberfläche herzustellen.

Nach alle dem tritt die Frage an uns heran, ob es in der That richtig ist, noch an dem Ausdruck Flachgräber in der Lausitz festzuhalten. Ich trete für die Einheit der Lausitzer Urnengräber ein. Um nicht mißverstanden zu werden, formuliere ich meine Ansicht noch ein Mal dahin. Es giebt eine Reihe von Friedhöfen in der Lausitz, wo die Urnen viel dichter in der Erde stehen, als auf Hügelgräberfeldern. Aber ich glaube nicht, daß ebene und hügelige Gräberfelder, wie wir sie heute zu Tage antreffen, zwei verschiedenen Volksstämmen angehören. Ich bestreite auch die Annahme, daß die jetzigen Flachgräber ursprünglich gar keine Erderhöhung gehabt haben sollen. Schon die einfache Überlegung zeigt, daß es Gräber ohne jede Erhöhung nicht geben konnte, muß man doch schon a priori annehmen, daß die nach der Beisetzung der Urnen und Thongefäße übrigbleibende Erde sich als kleiner Hügel äußerlich bemerkbar machte. Man muß durchaus glauben, daß eine Erhöhung oder ein anderes Abzeichen die Lage der Grabstätte bezeichnete, damit die Anverwandten sie kannten, damit nicht an dieser Stelle ein neues Grab angelegt wurde. Beigesetzte Kinderurnen neben Urnen Erwachsener gestatten doch sicher den Rückschluß, daß die einzelnen Familien ihre bestimmten Begräbnißstellen hatten.

Ich habe mir auch hinsichtlich dieses Punktes es angelegen sein lassen, nach Notizen über etwaige Hügel in älteren Urnenabhandlungen zu suchen. Es liegt auf der Hand, daß je weiter zurück die Beobachtungen reichen, desto ursprünglicher die alten Gräberfelder noch sein mußten. Ich erinnere an die Worte des Matthesius aus Cap. I.: „Man gräbt die Töpfe nur im Mai, da sie sich selber verrathen, und als wäre die Erde schwanger einen Hügel aufwerfe, danach sich die, so ihm nachgehen, richten.“ Hier ist also von Hügeln die Rede. In einer Verordnung Karls des Großen [1]) heißt

---

1) vergl. Capit. Paderbr. a. 785. Cap. XXII.

es: „Wir befehlen, daß die Leichen der christlichen Sachsen auf den Kirchhöfen bestattet werden und nicht bei den Hügeln der Haiden (tumuli paganorum)". Übrigens erwähnt auch Tacitus in seiner Germania, als er von der Begräbnißweise der Germanen spricht, daß ein Rasenhügel das Grabmal erhöhe.

Nehmen wir also an, daß die Hügel nicht alle gleich groß waren, so liegt die Interpretation nahe, daß besonders angesehenen oder wohlhabenden Personen größere Hügel errichtet wurden, als den Armen. Der Unterschied der Stände war in der Urzeit ausgeprägter denn heute. Nichts steht dem im Wege, anzunehmen, daß die Grabhügel bei gewöhnlichen Leuten nicht höher waren als heute ein frisches Grab. Diese kleinen Erhöhungen haben sich freilich nicht erhalten können; verschwinden doch unsere länglich viereckigen Gräber, wenn sie nicht ganz besonders gepflegt werden, schon nach wenigen Jahren; sie bedecken sich mit Rasen, werden rund, flacher und flacher und zuletzt sieht man weiter nichts wie eine ebene Rasenfläche. Davon kann sich ein Jeder auf unsern modernen Kirchhöfen an den Stellen überzeugen, wo der ärmere Theil der Bevölkerung bestattet ist. Aber wie sollen wir uns die zwischen den Hügeln sich findenden Todtentöpfe erklären? Wahrscheinlich dadurch, daß in der Umgebung von größeren Hügeln die Angehörigen und Untergebenen begraben wurden, dann sind also auch diese Urnenbeisetzungen nicht als Flachgräber zu betrachten, sondern sie gehören noch zum Bereiche des Hügels. Und das führt uns unwillkürlich zu der Frage: Wie verhält es sich mit der äußerlichen Abgrenzung der einzelnen Gräber?

Früher scheint in der That jedes Grab auch äußerlich eine Steinsetzung gehabt zu haben. Treuern spricht von äußerlichen und innerlichen Kennzeichen. Man liest in der älteren Urnenliteratur öfter von Steinkreisen. Als Rudbequius von der Berechnung des Alters der Urnen spricht, erwähnt er auf und um die Gräber äußerlich gelegte Steine. Treuern giebt auch einige Gruppirungen derselben in Kreis-, Halbkreis- und Viereckform an. Von den Klein-Rössener Hügeln sagt Wagner, daß mehrere mit großen Granitblöcken umstellt waren. Manche hatten einen doppelten Steinkranz. Ein Hügel war 9 Ellen hoch, hatte 167 Schritt im Umkreis und besaß 2 Stein-

kränze, der eine befand sich unten, der andere oben. Einige dieser Steine beschreibt Wagner so groß, daß 2 Männer sie kaum fortschaffen konnten. Aus eigener Beobachtung kann ich noch berichten, daß auf einem Hügel bei Altno, dem sogenannten Lutchenberge, bis vor Kurzem 4 große Steine lagen und zwar in der Form eines Vierecks.

Danach bin ich der Ansicht, daß die ursprüngliche Form der Gräber nicht nur hüglich war, sondern auch Steinsetzungen äußerlich vorhanden waren. Freilich auch sie, wie der größte Theil, haben Vergang genommen. Als der Steinbau mehr üblich wurde, sind sie beim Häuserbau, Kirchenbau 2c. benutzt worden. Dazu waren die Heidenkirchhöfe von jeher wegen ihres Steinreichthums willkommene Plätze.

Cap. VI.

Beisetzung der Urnen.

Die Beisetzung der Urnen fand in dem Erdboden statt. Bei Eröffnung eines Grabes bietet sich im Allgemeinen folgendes Bild dar. Inmitten einer von Feldsteinen umgebenen schwarzkohligen Brandstelle steht circa 2 Fuß tief die Knochenurne, in deren Nähe sich im Kreise gruppirt eine Zahl von größeren oder kleineren thönernen Beigaben vorfinden. Dieses Schema hat jedoch vielerlei Abweichungen sowol in Betreff der Tiefe, der Brandstelle und Steinpackung, als in der Füllung der Knochenurne und der Anordnung der Beigaben.

Was zuerst die Tiefe anbelangt, so ist dieselbe vielen Schwankungen unterworfen. Man wundert sich, daß manchmal die Urnen auffallend tief, manchmal sehr flach stehen. Ich habe Urnen ausgegraben, die circa 5 Fuß tief in der Erde verborgen waren; nicht selten wiederum kamen dieselben nach dem ersten Spatenstich zum Vorschein. Diese Verschiedenheit hat einerseits ihren Grund in der Anlage des Grabes seitens der Angehörigen, sodann müssen wir aber auch Veränderungen der Erdoberfläche dabei in Rechnung ziehen. Je nachdem Erde

aufgeworfen oder abgetragen werde, änderte sich der ursprüngliche Standort der Gefäße.

Während in den meisten Fällen die Urnen an der Stelle des Leichenbrandes beigesetzt sind, ist dort zuweilen gar keine Spur einer stattgefundenen Verbrennung zu constatiren Manche Todtengefäße ruhen in der That in ganz natürlichem, ungefärbten Erdboden, wie z. B. auf dem Garrenchener Urnenfelde dies hauptsächlich der Fall war. Diese Erscheinung fordert nothwendig zu der Annahme auf, daß die Leichen an einer andern Stelle verbrannt wurden und wirklich sind allgemeine Leichenbrandstätten oder Ustrinen vielfach entdeckt worden. Man stößt nämlich zuweilen auf größere horizontal aneinander gelagerte Steinpflasterungen, die ringsum und darüber stark mit kohlehaltiger Erde bedeckt sind. In solcher schwarzen Erdschicht findet man durch Feuer mürbe gewordene und geschwärzte Steine, sowie auch abgesprungene Steinsplitter mehrfach eingeschlossen. Das Ganze giebt Zeugniß, daß hier zu wiederholten Malen Leichenbrände stattgefunden haben; dies beweist auch nebenbei das Vorkommen sehr hart gebrannter Thonscherben Die Lage solcher Ustrinen befindet sich entweder mitten zwischen den Gräbern oder auch häufig an der Seite der Urnenfriedhöfe. Eine bestimmte Lage derselben konnte ich nicht nachweisen. So legte Virchow eine leicht erkennbare Ustrine bei Eichow bloß, ebenso constatirte ich solche auf dem Weißagker, Pelkwitzer, Garrenchener Urnenfelde 2c. Von dem Tornower Hügelgräberfelde beschreibt Hirschberger eine im Hügel gelegene Brandstelle, daneben und ringsherum standen Urnen, ein Zeichen daß hier mehrere Mitglieder derselben Familien ein Erbbegräbniß hatten. — Trotz Auffindens schwarzkohliger Erde in manchen Gräbern scheint dennoch nicht an dieser Stelle die Leiche verbrannt worden zu sein. Die Brandstelle hat oft nur eine geringe Ausbreitung, mißt nur 2 Fuß in der Breite und Länge und man kann sich nicht gut denken, daß darüber der ganze Holzstoß geschichtet war. Es macht vielmehr den Eindruck, als wenn beim Einsetzen der Urnen ein Theil kohliger mit Menschenknochen vermischter Erde von der Ustrine entnommen und in das gegrabene Loch hineingeschüttet wurde.

Nicht zu verwechseln mit diesen Ustrinen sind solche schwarz-

erdige, kohlehaltige Stellen, welche ebenfalls gruppenweis horizontal aneinandergelagerte Steine enthalten. In diesen, welche meist in der Nähe von Gräbern und an der Seite von Urnenfriedhöfen ihren Platz haben, bemerkt man bei genauer Durchsuchung aber auch ungebrannte Knochenüberreste vom Rind, Schaf und von anderen Thieren, sowie zerbrochene Thonscherben, denen an der äußern Fläche theilweise Ruß anhaftet. Diese Brandheerde haben eine andere Bedeutung als die Ustrinen. Unzweifelhaft hat hier ein Schmaus stattgefunden, denn es sind knöcherne Überbleibsel eines geschlachteten Thieres und Reste des zerschlagenen Geschirrs vorhanden. Da wir nun wissen, daß bei den alten Deutschen das Leichenessen Brauch war, — es wurde diese heidnische Sitte mehrmals durch Conciliенbeschlüsse (z. B. das liptinische Concil) verboten — so gehen wir wol nicht fehl, wenn wir diese ebenbeschriebenen Brandheerde für die Orte ansehen, wo der Leichenschmaus gefeiert wurde. Beistimmen jedoch kann ich dem braven Klemm nicht, wenn er in Betreff des Leichenmahles meint [1]), „daß es dabei lebhaft hergehen mochte, wie die zahlreichen bei Todtenhügeln gefundenen Scherben beweisen.“ Richtiger ist wol die Erklärung, daß es eine alte deutsche Sitte war, die Gefäße, welche beim Todtenmahl seitens der Angehörigen benutzt wurden, absichtlich zu zerschlagen und die Scherben dem Entschlafenen über das Grab zu streuen.

Wir gehen zu den Abweichungen hinsichtlich der Steinpackung über. Hier ist vor allen Dingen zu registrieren, daß manche Urnen jedes Steinschutzes entbehren, sie sind frei in den Sand oder in die Brandstelle gesetzt. Jentsch ist nach seinen Erfahrungen im Gubener Kreise der Ansicht, daß solche Gräber, welche ausschließlich Eisengeräth als Beigaben enthalten, ohne Steinsatz und Gräber mit Broncegeräth von Steinen umstellt wären. Ein solcher Unterschied scheint jedoch in der Lausitz nicht Regel zu sein. Was die Steinpackung selbst angeht, so variirt die Quantität der dazu verwendeten Steine außerordentlich; es sind unsere gewöhnlichen Feldsteine, große und kleine, meistens intact; ich sah indeß auch bei genauerer

1) vergl. Klemm's Handbuch der germanischen Alterthumkunde S. 94.

Untersuchung geschlagene oder gesprungene. Man muß annehmen, daß die Art und Weise der Steinsetzung von dem individuellen Geschmack abhing. Der Steinmangel in den Gräbern hat oft in dem Steinmangel der Gegend seinen Grund. Es giebt in der That Lausitzer Ackerstriche, wo Steine eine Rarität, während sie an anderen Orten wieder im Überfluß vorhanden sind. Ganz erstaunliche Mengen von diesen kommen zu Tage in den Hügelgräbern bei Weißagk und Groß-Mehßow. Ich selbst habe viele dieser Gräber geöffnet, ohne jedoch eine bestimmte Anordnung der Steine als allgemein gültige Regel feststellen zu können. In der Mehrzahl der Fälle sind die Steine um und über die Urne gepackt, gleich einem kegelförmigen Haufen, der nachträglich mit Sand beworfen wurde. In einigen Hügeln war ein runder Steinkranz zu konstatiren, welcher aus mehreren Fuß hoch lose über einander gelagerten Steinen errichtet war, so daß das Ganze an unsern gewöhnlichen Bau der Dorfbrunnen erinnert. Saalborn beschreibt aus dem Sorauer Kreise ähnliche Steinkränze. Hier ist allerdings eine gesetzmäßige Gruppirung der Steine unverkennbar. Doch betone ich ganz besonders, daß ich in der Lausitz wirkliche Steinkammern noch nicht gesehen habe. Ebenso giebt es bei uns nicht jene großen megalithischen Grabmonumente, welche sich durch die colossale Mächtigkeit der dazu gebrauchten Steine auszeichnen. Diese in den Küstenländern der Nord- und Ostsee, hauptsächlich auf Rügen und im nördlichen Deutschland gelegenen Hünenbetten reichen nach Süden nur bis zur Altmark, südlich der Havel und Spree bemerkt man nichts mehr davon.

Im Anschluß hieran, gedenke ich noch einer besonderen Art von Hügeln auf den Lausitzer Gräberfeldern, der inhaltslosen Erdhügel, sie bergen keine Spur von Steinen, Thongefäßen oder Menschenknochen. Man hat sich vielfach bemüht, sie richtig zu deuten. Nach meinem Dafürhalten repräsentieren sie Gedächtnißhügel, die fern der Heimath Gestorbenen von den Verwandten zum Andenken aufgeworfen wurden.

Doch was finden wir in den Urnen selbst? Sie enthalten die knöchernen Überreste des verbrannten Leichnams; gewöhnlich füllte man nur eine Urne damit, selten stehen zwei Knochen-

urnen in einem Grabe dichtnebeneinander. Bei genauerer Betrachtung des Inhalts, zeigen sich die Knochenreste von weißer und weißgrauer Farbe, meist ohne Beimengung von Kohle. Die scharfen Kanten deuten an, daß die größeren Knochen vor dem Hineinlegen zerbrochen und zerkleinert wurden. Längere Knochen des Skelets beobachtete ich niemals. Aus den Knochenfragmenten läßt sich klar erkennen, ob dieselben einem Erwachsenen oder Kinde angehörten. In Kinderurnen hat man das Glück zuweilen fast vollständige Knöchelchen von Hand und Fuß herauszuscharren. Ich habe viele Hundert Urnen sorgfältig entleert, um eine Kenntniß über die Art und Weise des Einlegens der Knochenreste zu gewinnen. Gut erkennbar sind meist Stücke von Gelenkkugeln, Rippen, Schädeldach, Fingerknochen 2c. Ich kann jedoch nicht sagen, daß dieselben in ihrer natürlichen Reihenfolge, d. h. zuerst Theile des Schädels, dann des Halses, der Brust 2c. hineingepackt wären. Von einigen Forschern wird berichtet, daß unter den Menschenknochen auch Knochen von Thieren vorkommen sollen. Indeß derartiges zu sehen, habe ich nicht Gelegenheit gehabt.

Nicht immer aber ist der Inhalt bloß aus Knochenstückchen zusammengesetzt; auch Asche ist oft in den Todtengefäßen, und manchmal besteht der untere Theil aus Knochen, der obere aus Sand. Ebenso erblickt man in manchen Gräbern kleine Knochensplitter neben der Knochenurne in der Branderde; man streute daneben, was die Urne nicht mehr aufnehmen konnte. Ungebrannte Skelettheile neben denselben kamen nirgends zu meiner Beobachtung.

Ich bemerkte soeben, daß ganze Knochen nicht beigelegt wurden: ich will jedoch den Zähnen nicht Unrecht thun, die so tapfer dem Zahn der Zeit getrotzt haben. Ein ganzes Sortiment vollständig erhaltener menschlicher Zähne aus Urnen ist in meinem Besitz. (Taf. II. Fig. 38.). Man unterscheidet unter ihnen deutlich Back-, Schneidezähne 2c. Als ich einst eine Knochenurne entleerte, lag ein Zahn bloß, der in seiner Krone einen graugrünen Gegenstand zeigte. Siehe da ein plombirter Zahn! rief ein anwesender Herr. Doch schnell fertig ist der Laie mit dem Urtheil in archäologischen Dingen; bei näherer Prüfung erkannte man, daß eine Bronceperle in eine Zahnkrone zufällig hineingerathen war.

Endlich sei hier noch gedacht einiger Fundangaben, die ich zwar selbst nicht verbürgen kann, die jedoch auffordern, künftighin mehr darauf zu achten. Von Schulenburg erwähnt, daß der Windmühlenbesitzer Herr Jarik Wichert in Burg (Spreewald), auf der Wilischtscha[1]) eine Urne ausgegraben haben will, in welcher ein ganzer Kindesschädel lag. In Kromlau soll ferner Herr Muschik einen ganzen Schädel in einer Urne entdeckt haben. Diesen beiden Fundgaben füge ich noch hinzu, daß mir ein durchaus glaubwürdiger Mann aus Garrenchen erzählte, er habe ein Thongefäß ausgepflügt, in dem ein ganzer Kopf eingeschlossen war. Obwol diese Schädel von fachmännischen Augen nicht gesehen worden sind, ermahnen sie doch, weiteren Mittheilungen dieser Art die größte Aufmerksamkeit zu Theil werden zu lassen. Die Schädelmessung, welche eine so wichtige Rolle bei der Unterscheidung der Racen spielt, kann leider gar keinen Gewinn ziehen aus dem zerkleinerten Kopfknochen unserer Urnen. Jeder sieht ein, wie sehr der deutschen Craniometrie daran liegen muß, in den Besitz vollständiger Schädel zu gelangen.

Die Anordnung der Thonbeigaben schließlich ist eine verschiedenartige. Meist mit Erde gefüllt, sind sie entweder mit der Öffnung nach oben oder nach unten gestellt; manchmal lehnen sie sich gegen die Knochenurnen an. Während in einzelnen Fällen ein schüsselförmiger Deckel darüber lagert, findet man in der Mehrzahl keinen Deckel oder als Ersatz nur einen platten Stein. Zuweilen ruht auch die Aschenurne in einer großen Schale. Als selteneres Vorkommniß führe ich noch an, daß dieselbe manchmal in 2—3 Thongefäße wie eingeschachtelt hineingestellt ist. So grub ich bei Weißagk eine Urne aus, welche sogar in 4 Thongefäßen, von denen das eine immer das andere an Größe übertraf, ihren Platz hatte. Kinderurnen sind nicht selten in einen ganzen Satz von Schalen eingebettet. Von Schulenburg hat mit dem Compaß in der Hand im Spreewald auch darüber Nachforschungen begonnen, in welcher Himmelsrichtung die Beigaben um die Mutterurne gruppirt sind.

---

1) ein sandiger Höhenzug, von dem germanische Urnen bekannt sind, vergl. von Schulenburgs wendische Volkssagen S. 14, Anmerk. 3, S. 281.

Es wäre jedenfalls angezeigt, auch anderweitig mit derartigen Untersuchungen fortzufahren, um endgültige Resultate zu erzielen. Wenn ich nach meinen Erfahrungen ein Urtheil abgeben soll, so ist mir ein bestimmtes Gesetz in der Anordnung der Beigaben nicht aufgefallen.

Am Ende dieses Capitels noch ein Wort über meine Untersuchungen der Kohle in den Brandstellen. Da wir im Tacitus lesen, daß einzelne Leichname mit bestimmten Holzarten verbrannt wurden, so habe ich auch auf die Unterscheidung der Kohle meine Explorationen ausgedehnt. Sehr vereinzelt erscheinen Kohlenstückchen in der Knochenurne, in der Regel beobachtet man diese nur in der schwarzen Branderde, welche die Urne und die Ustrinen umgiebt. Die Kohlenstückchen sind oft von so minimaler Größe und zerbröckelter Beschaffenheit, daß man daraus nichts Sicheres erkennen kann. Doch kommen vielfach größere Kohlenreste vor, die einen besseren Überblick gestatten. Ich konstatirte nun in überwiegender Mehrheit Kohle von Fichtenholz, aber auch Eichenkohle war bestimmt nachweisbar.[1]) Da mir die genauere Kenntniß der verschiedenen Holzarten abgeht, so müssen diese Untersuchungen von sachkundiger Seite weiter fortgesetzt werden.

Cap. VII.

Die Urnen.

Man nennt heut zu Tage alle größeren und kleineren in Gräbern gefundenen Thongefäße Urnen; diese Bezeichnung ist nicht genau. Der bei weitem größte Theil derselben sind Beigaben, von denen wir specieller im nächsten Capitel handeln werden. Ich betone ausdrücklich, um eine bestimmtere Terminologie und Verständigung bei Fundangaben anzubahnen, wirkliche Urnen sind nur die, welche Knochenüberreste von verbrann-

1) Aus Schriftstellern ist nicht bekannt, welche Holzarten gemeint sind. — In Indien sind ebenfalls bei der Leichenverbrennung bestimmte Holzarten in Gebrauch.

ten Leichen enthalten, daher auch der Name Knochen- oder Aschenurne. Im Munde des Volkes heißen sie meist „Lutchentöpfe“ oder schlechthin „alte Töpfe.“ Auch dem Namen „Zwergtöpfe“ begegnet man zuweilen. Die Bezeichnung „Urnen“ kennt das gewöhnliche Volk eigentlich nicht. Erst nachdem das Interesse für Alterthumskunde auch in ländliche Kreise sich weiter ausdehnte und durch sogenannte Antiquitätenkäufer eine größere Nachfrage nach dem modernen Kaufsartikel entstand, hat dieser Name sich auf dem platten Lande mehr eingebürgert.

Wie bereits erwähnt, ist die Lausitz an Urnenfriedhöfen überaus reich; daher darf es nicht Wunder nehmen, wenn in privaten und öffentlichen Sammlungen viele Tausende von Thongefäßen aufgestellt sind. Die größeren Museen in Dresden, Görlitz und Berlin besitzen eine Menge Lausitzer keramischer Produkte. Vor allem finden wir dieselben zahlreich vertreten im märkischen Provinzialmuseum zu Berlin, welches unter der umsichtigen Leitung des Herrn Stadtrath Ernst Friedel steht. In den Städten der Lausitz selbst sind eine Fülle von Grabalterthümern angesammelt, ich nenne in dieser Beziehung Calau, Sorau, Luckau. Besonders urnenreich ist die Gubener Sammlung, welche durch die emsige Thätigkeit des Oberlehrer Jentsch in den letzten Jahren zu einer für Provinzialverhältnisse sehr stattlichen herangewachsen ist. Ich habe Gelegenheit gehabt, auf der Berliner Ausstellung vorgeschichtlicher Alterthümer i. J. 1880 einen großen Theil der Lausitzer Urnen studieren zu können; sodann aber habe ich auch bei Gelegenheit der Praxis viele kleine Privatsammlungen auf herrschaftlichen Schlössern, die sonst dem wissenschaftlichen Studium nicht zugänglich sind, besichtigen können, und hier ist mehr verborgen als man gewöhnlich denkt. Ich darf daher wol sagen, daß ich über die Lausitzer Thongefäße, die in so überwältigender Fülle zu Tage treten, einen hinreichenden Überblick besitze, um ein Urtheil darüber im Folgenden fällen zu können.

Es zeigt sich nun klar, daß unsere Grabgefäße in Form, Material, Aussehen und Verzierung allgemein sehr ähnlich sind. Virchow hat daher wegen dieser Ähnlichkeit den Namen Lausitzer Typus in die archäologische Wissenschaft eingeführt. Diese Bezeichnung ist eine glückliche. In der That, wo man

auch gräbt in der Lausitz, wiederholen sich im Großen und Ganzen immer wieder dieselben Formen mit denselben Ornamenten. Mustert man die in verschiedenen Gegenden zu Tage tretenden Exemplare, so hat man das Gefühl, als sehe man alte liebe Bekannte.

Unsere Graburnen sind im Allgemeinen bauchige Gefäße mit deutlich abgesetztem oder konisch sich verjüngendem Hals, mit verhältnißmäßig kleinem Topfboden, mit oder ohne Henkel versehen, geglättet und verschiedenfarbig, von größter Mannigfaltigkeit der Strich-, Punkt- und Buckelverzierung. (Tafel I. Fig. 1—9).

Was zunächst die Größe der Urnen anbelangt, so wechselt dieselbe sehr, es giebt auffallend niedliche und kleine, aber auch außerordentlch große. Der Bauchumfang beträgt nach meinen Messungen circa 5—120 Cm., die Höhe schwankt zwischen 4—100 Cm. Die größte Urne in der Sorauer Sammlung faßt, wie Saalborn angiebt, 17 Liter Flüssigkeit. Wagner beschreibt eine solche aus einem Hügel bei Klein-Rössen, welche 1¼ Elle hoch und 3 Ellen im Umfang hatte.

Die Gestalt der Urnen ist ebenfalls eine verschiedenartige, man unterscheidet Doppelurnen, Buckelurnen, Deckelurnen ꝛc.

Die Ornamentik — ich spreche hier allgemein von dem Lausitzer Thongeräth — besteht mit besonderer Vorliebe in linearen Verzierungen von mathematischer Anordnung, theils horizontal, theils schräg, theils senkrecht gestellt, in Rhomboid und Dreieckformen erscheinend. (Taf. I. Fig. 1. 3. 21). Auch kommt es nicht selten, hauptsächlich an Müschener Gefäßen, zur Beobachtung, daß sich an senkrechte Striche im spitzen Winkel schräge anlehnen, wie dies die auf Taf. I. Fig. 9. abgebildete Urne veranschaulicht. Sodann sehen wir auf der Außenfläche des Topfgeräths Rund- und Halbbogenstriche; ziemlich zahlreich sind auch halbmondförmige concentrische Linearornamente, welche an Buckel erinnern. (Tafel I. Fig. 10). Außer dieser regelmäßig angeordneten Strichverzierung bemerkt man auch unregelmäßige Linien, welche strahlenförmig vom Boden nach dem untern Bauchtheil ausgehen. Ob dieses mit einem spitzen Gegenstand ganz willkürlich gezogene Ornament eine besondere Bedeutung hat, steht dahin. Nur ein Mal sah

ich unter der Sammlung Rabenau's in Vetschau eine Urne, bei der statt dieser soeben beschriebenen Striche regelmäßig angeordnete Linien, die ohne Zweifel wol wie überhaupt die Linien-Ornamente, mit dem Modellirholz sorgfältig hergestellt sind.

Als Verzierung auf unseren Thonprodukten sind ferner kleinere oder größere runde Grübchen üblich in reihenweiser Anordnung oder vereinzelt. (Taf. I. Fig. 7. 20). Auch Nageleindrücke werden beobachtet. Ein Koschener Gefäß in der Gubener Sammlung besitzt ein tannenzapfenartiges Aussehen, jedenfalls hervorgebracht durch Aufschiebung des weichen Thons mittelst der Fingernägel.

Ein überall wiederkehrendes keramisches Ornament sind concave Furchen, welche die Rundung der Gefäße parallel umziehen, — ähnlich wie Reifen. (Taf. I. Fig. 2. 4. 5). Die Breite und Anzahl dieser Furchen ist sehr variabel. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß im Allgemeinen die Breite derselben im Verhältniß zur Größe des Gefäßes steht. Es herrscht hier in der That eine gewisse Symmetrie. Bei großen Urnen sind sie breiter, bei kleinen enger. Manche Forscher nehmen an, daß diese Furchen mit einem mehrzinkigen Werkzeug gezogen sind; es sieht allerdings beim ersten Anblick so aus, doch theile ich diese Ansicht nicht. Ich habe eine ansehnliche Reihe darauf hin gemustert. Die concentrischen Furchen am Gefäßbauch sind nicht überall gleich weit von einander entfernt und nicht überall gleich tief. Sie setzen ferner an den Endpunkten nicht gleichmäßig ab, die eine Furche hört früher, die andere später auf, auch sieht man öfters, daß mit dem Modellirstab abgesetzt und im weitern Verlauf wieder aufgesetzt ist. Wären dieselben mit einem mehrzinkigen oder gabelförmigen Geräth hergestellt, so müßte eine größere Gleichmäßigkeit der Anordnung sich ergeben. Es geht daraus mit Evidenz hervor, daß diese Furchen, besonders an umfangreichen Gefäßen mit bewunderuswerthem Geschick aus freier Hand nach dem Augenmaß des Töpfers gezogen sind. Bemerkt sei hierbei noch, daß während die concaven Furchen zweifellos mit dem runden Ende eines Modellirstabes gefertigt wurden, die oft sehr breiten plan erscheinenden durch Darüberstreichen mit einem Längsstab hervorgebracht zu sein scheinen; dadurch treten die dazwischenlie-

genden Kanten um so schärfer vor. Einige Furchen machten mir den Eindruck, als verdankten sie ihr Dasein dem Darübergleiten der Fingerspitze.

Abgesehen davon sind mir aber doch vereinzelte Fälle bekannt, wo bestimmt ein mehrzinkiges Geräth angewendet wurde. So grub ich eigenhändig ein cylindrisches Gefäß bei Weißagk aus, worauf sich ein mit einem fünfzinkigen Werkzeug gezogenes Strichornament vorfindet; so besitzt ferner die Gubener Sammlung 3 Gefäße aus Wellmitz bei Neuzelle, worauf mit einem vierzinkigen Geräth ein Kreis um den Bauch hergestellt ist, an dem sich unten guirlandenartig hängende vierlienige Bogen anschließen.

Gegenüber diesen in Strichen, Punkten und Nageleindrücken erscheinenden concaven Decorationen, giebt es aber auch solche, welche über die Oberfläche erhaben sind: die leistenförmigen Vorsprünge, Knöpfe und Buckel.

Das erste der drei letztgenannten convexen Ornamente hat fast stets seinen Platz am Hals und obern Bauchtheil der Urnen, ist dort in gewissen Alständen angebracht und öfters eingekerbt. (Taf. I. Fig. 15). In überwiegender Mehrzahl beobachtete ich dasselbe an gröber gearbeiteten Töpfen. — Auch die mehr oder weniger großen Knöpfe sind meistens in bestimmter Anordnung in der Halsgegend placirt, hier und da auch mit einem concaven Eindruck auf der freien Fläche versehen. (Taf. I. Fig. 13).

Die mit Buckel verzierten, unter dem Namen Buckelurnen bekannten Gefäße, verdienen eine ganz besondere Beachtung. (Taf. I. Figur 10. 11). Dies ist eine ganz eigenartige Form von Urnen, welche vorzugsweise in der Lausitz vertreten sind und dort eine besondere Ausbildung erfahren haben; daher Friedel die Lausitz nicht mit Unrecht das Land der Buckelurnen nennt. Virchow, welcher sich eingehend mit den Buckelurnen beschäftigt hat, hat diese Bezeichnung gewählt. Sie ist die gangbare. Saalborn, von der Annahme ausgehend, daß eine Nachahmung der weiblichen Mutterbrust vorliege, hat den Namen Mastotöpfe vorgeschlagen. Ebenso hat Friedel, derselben Idee huldigend, für die Benennung Brust- oder Zitzenurnen plaidirt. So täuschend auch die Ähnlichkeit in vielen Fällen ist, so wissen wir bislang doch nicht, welches Motiv

dieser Verzierung zu Grunde liegt. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß dieses, wie vielleicht auch manche anderen Ornamente, ähnlichen Verzierungen importirter Broncegefäße nachgebildet ist.

Es liegt nahe anzunehmen, daß die Buckelgefäße einen ganz bestimmten Zweck gehabt haben. Nach Saalborns im Sorauer Kreise gemachten Erfahrungen sollen es nur Gebrauchsgefäße, nicht wirkliche Aschentöpfe gewesen sein; doch habe ich selbst, wie auch Virchow und Andere, eine Menge von dortigen Gefäßen ausgegraben, die mit Resten von Menschenknochen gefüllt waren. Sie sind also entschieden auch als Todtentöpfe verwendet worden. Wurden darin vielleicht nur Frauen oder Mädchen begraben? Diese Frage habe ich mir oft vorgelegt, ohne daß es mir bis jetzt möglich gewesen ist, darüber ins Klare zu kommen. Auch hierbei wird es nothwendig sein, noch mehr Material zu sammeln, vor Allem die Knochenreste und die Art der Beigaben ꝛc. näher zu prüfen.

Was nun das Buckelornament selbst angeht, so sind dies rings um den Bauch des Gefäßes äußerlich angebrachte Vorsprünge, ähnlich der Gestalt einer weiblichen Brustdrüse. Die Zahl der meist mit der größten Kunst hergestellten Buckel schwankt zwischen 4—7; ihre Größe richtet sich gewöhnlich nach der Größe der Gefäße Nicht selten sind die einzelnen Buckel mit halbkreisförmigen Furchen umzogen, wodurch die Urne sehr an Schönheit des Aussehens gewinnt.

Eine Meinungsdifferenz ist darüber entstanden, ob diese Buckel von außen aufgeklebt, oder bei der Fabrikation von innen nach außen ausgedrückt sind. Da mir aus den verschiedensten Gegenden der Lausitz ein großes Untersuchungsmaterial zur Verfügung stand, so habe ich mich bemüht, diese Frage endgültig zu entscheiden. Ein wichtiges Criterium besteht darin, zu prüfen, ob an der dem Buckel entsprechenden Innenseite der Bauchwand eine Concavität sichtbar ist. Ist dies der Fall, so ist ohne Zweifel der Buckel durch Ausdrücken von innen nach außen gefertigt. Ich versuchte ferner bei einer Reihe von Buckelurnen die Buckel selbst abzulösen. Dies gelang und dabei erkannte man deutlich, daß viele bereits fertige Buckel äußerlich auf die Wand angesetzt und an der Übergangsstelle

nur oberflächlich mit Thon bestrichen waren. Ich bin daher der Ansicht, daß beide Arten der Herstellungsweise vorkommen. Auch Virchow, der gerade diesen Punkt eingehender untersucht hat, ist zu denselben Schlüssen gekommen. Es giebt also hohle von innen nach außen herausgepreßte und solide äußerlich angesetzte. Vielleicht sind einige mittelst einer Form gebildet worden. Da die Buckel jedoch in Ansehung der Größe sehr von einander differiren, so dürfen wir wol mit Sicherheit annehmen, daß die Meisten aus freier Hand geformt sind.

Außer den ornamentirten Urnen giebt es nicht wenige, die jeder Verzierung ermangeln. Derartige kommen meist vereinzelt vor, aber man kennt Urnenfelder, wo die ornamentlosen überwiegen oder sogar Regel sind, Jentsch hat im Gubener Kreise die Beobachtung gemacht, daß auf den Friedhöfen, welche ausschließlich Eisenbeigaben bergen, z. B. bei Koschen, Guben S. W. unverzierte Gefäße vorherrschen. Wir müssen zusehen, ob sich diese Thatsache auch anderswo bestätigt.

Die prähistorischen Lausitzer Gefäße entbehren der modernen Glasur; doch haben sie Glanz und Glättung. Wie dieselbe hervorgebracht ist, wissen wir nicht. Neben schön geglätteten erblickt man auch rauhe Gefäße, die ihr höckriges Aussehen wahrscheinlich dem Bespritzen mit aufgelöstem Thon verdanken. Der Anblick erinnerte mich an eine Art Lehmabputz mancher Häuser, der durch Aufwerfen flüssigen Lehms hergestellt wird.

Die Farbe der Urnen durchläuft alle Schattirungen vom lehmfarbig gelben, gelblichrothen bis ins ziegelfarbige Roth. Am meisten überwiegt an unseren Gefäßen das gelbrothe Aussehen. Daneben sieht man auch Viele, die eine graue, selbst ganz schwarze Farbe tragen. Während manche Felder sich durchgehends durch eine mehr gelbrothe, andere durch eine mehr schwarze Färbung auszeichnen, begegnet man auf ein und derselben Fundstätte auch verschiedenen Farben. Welchen Gründen verdanken die Urnen dieses mannigfaltige Aussehen?

Man muß zuerst an einen verschiedenfarbigen Anstrich denken, und sicherlich liegt dieser bei vielen Gefäßen zu Grunde. Nur bemerke ich hier, daß wirklich zweifarbig bemalte Urnen, wie sie in Schlesien vorkommen, bis jetzt in der Lausitz nicht

bekannt sind. Sodann aber ist die Qualität, Mischung und Farbe des gewählten Thones in Betracht zu ziehen. Der Thon hat nicht überall in der Lausitz dieselbe Güte und Farbe, man findet hier eine graue, grauweiße, gelbliche, dort eine bläuliche, schwärzliche, selbst ins Schwarze schillernde Thonart.

Vor allem aber ist bei der Entstehung der Farbe von Einfluß der mehr oder weniger starke Hitzegrad beim Brennen, die nähere und entferntere Stellung am Feuer, die mehr oder weniger dicke Wandung des Gefäßes ꝛc. Dies beweist ganz deutlich die Untersuchung mancher Topfscherben auf der Bruchfläche. Bei grober Besichtigung derselben erscheint die äußere stärker gebrannte Schicht roth, während die innere dem Feuer weniger ausgesetzte Schicht schwarz geblieben ist; manchmal sieht man die äußern und innern hell, die mittlern aber grauschwarz. Ebenso bemerkt man bei allgemeiner Besichtigung der Oberfläche ganzer Töpfe, daß röthere Stellen mit matteren und grauschwarzen abwechseln, wodurch oft ein gesprenkeltes Aussehen hervorgerufen wird. Dies dürfte wol in dem mehr oder weniger starken Brennen mancher Stellen am offenen Feuer seine Erklärung finden. Es ist auch bei dieser Art des Brennens unvermeidlich, daß sehr leicht Aschenklumpen an die Wand des Gefäßes heranfliegen, wodurch dann dieser oder jener Punkt der Einwirkung der Hitze nicht gleichmäßig ausgesetzt ist.

Besonderes Interesse hat die Herstellung der schwarzen Thongefäße in Anspruch genommen. Einige Forscher waren geneigt, die schwarze Farbe durch Graphitanstrich zu erklären. Bei eingehenderem Studium kam man jedoch zu der Überzeugung, daß die mit Graphit geschwärzten Exemplare in der Lausitz selten, jedenfalls viel seltener als in Schlesien sind.[1]) Genauere Untersuchungen über den Graphitgehalt prähistorischer Töpfe hat Sarnow angestellt. Nach seinen Resultaten wurde

1) Diese Thatsache hebt schon Büsching und Preusker hervor. Vergleiche Neues Laus. Mag. III. S. 4 und VI. S. 337. und ferner Zeitschrift für Ethnologie Bd. VII. Verhandlungen S. 133. — Undset ist der Ansicht, daß Mähren, welches reich ist an natürlich vorkommendem Graphit, für die benachbarten Gegenden Bezugsquelle gewesen ist. Die weite Entfernung würde den Mangel desselben in der Lausitz erklären.

klar, daß zwei Arten von schwarzen Gefäßen vorkommen, nämlich eine durch Beimengung von Graphit gefärbte Art und eine andere an Zahl bedeutend überwiegende Art, welche durch Ruß oder Destillationsprodukte des Holzes geschwärzt sind. Als Zeichen für starken Graphitgehalt giebt Sarnow an, daß sich derartige Scherben mit dem Messer leicht schneiden lassen und den Finger bei der Berührung leicht schwärzen. Ferner hat Jagor nachgewiesen, daß die schwarze Farbe lediglich von der Art des Brennens herrühren kann. In Indien haben sich manche gewerbliche Manipulationen vorgeschichtlicher Technik bis in die Gegenwart erhalten, dort werden schwarze Töpfe vielfach durch die Art des Brennens erzeugt; sie haben den Glanz des Graphits, ohne eine Spur davon zu enthalten. Sarnow hat auf Veranlassung des von Jagor angegebenen indischen Verfahrens sehr Ähnliches in der Herstellung schwarzer Töpfe erzielt; die glänzende Oberfläche ist nicht chemischen, sondern physikalischen Ursachen zuzuschreiben. Pudil hat in dieser Angelegenheit auf die noch heute betriebene Erzeugung schwarzer Thonwaaren bei Mühlhausen in Böhmen (Taborer Kreis) hingewiesen. Das Schwärzen geschieht daselbst mittelst Rauch aus grünem Laub oder Holz im geschlossenen Ofen. Wenn die Waare gar gebrannt ist, wird der Schürraum mit grünem Erlenreisig und Holz vollgefüllt, der Ofen an allen Öffnungen mit Lehm dicht geschlossen und in diesem Zustande gelassen, bis er abgekühlt ist. Hat man die Gefäßwand vor dem Brennen mit einem geeigneten Werkzeug geglättet, so erscheint nach dem Brennen ein Glanz, der sich nicht abwischen läßt und mit dem Graphitglanz übereinstimmt. Der Rauch dringt durch die ganze Thonmasse durch, dieselbe wird schwarz und derartige Töpfe gleichen durchaus den schwarzen prähistorischen Grabgefäßen.

Die specielle Beschreibung des Lausitzer Thongeräths nöthigt uns ferner, auf die Beschaffenheit der Deckel, des oberen Randes, des Halses, der Henkel, des Bauches und Bodenstückes im Folgenden näher einzugehen.

Die Urnendeckel sind gewöhnlich abgesehen von umgestürzten Schalen flache Scheiben. Während die letzteren über den Topfrand übergreifen, giebt es aber auch falzartig ein-

greifende Deckel d. h. solche, welche mit einem vorspringenden Rande in die Mündung der Urne eingreifen. Der erste Deckel dieser Gestalt, welcher Virchow in der Lausitz aufstieß, stammt aus dem Weißagker Urnenfeld; derselbe ist auf der Oberfläche sehr schön ornamentirt (vergl. Taf. II. Fig. 13). Nicht mit Deckeln zu verwechseln sind undurchbohrte flache kreisförmige Thonscheiben, wie solche z. B. auf den Friedhöfen bei Jüritz und Billersdorf zu Tage gekommen sind. Auch bei Gelegenheit der anthropologischen Excursion nach Cottbus waren derartige Thonscheiben ausgestellt. Nach der Ansicht von Voß sind es höchst wahrscheinlich Untersätze für Räuchergefäße. Was die Farbe und das Material der Urnendeckel angeht, so stimmen sie in dieser Beziehung fast immer mit den dazugehörigen Töpfen überein. Die Oberfläche erscheint mit und ohne Ornamente. Man beobachtet Kreisfurchen, Halbbogen- Punkt- und Strichornamente. Ein Koschener Deckel der Gubener Sammlung zeigt strahlenförmige Striche, zwischen denen Punkte eingedrückt sind, so daß die Oberfläche annähernd das Aussehen einer Streusandbüchse gewinnt.

Der obere Gefäßrand steht in der Regel senkrecht empor und ist ringsherum eben, ohne Verzierung, nur an einzelnen Exemplaren sind hier und da wellenförmige Erhebungen oder Höcker bemerkbar. Zuweilen ist auch der Rand nach Außen mehr oder wenig umgebogen und zeigt an der Innenseite, namentlich bei größeren Urnen, parallele circa 1 Cm. breite Streifen, deren Zahl zwischen 2 und 3 schwankt. Seltener sind umgelegte, an der Oberfläche breite horizontale Ränder.

Der Hals ist verschieden weit und hoch, theils konisch in die Gefäßwand übergehend, theils scharf an den Bauch aufgesetzt. Kleine Urnen pflegen oft langhalsig zu sein. Ornamente am Hals, im Allgemeinen nicht zahlreich, bestehen in Halbbogen und reifenartigen Linien.

Die Henkel sind an den Urnen fast durchgehends paarig, während sie an Kännchen, Krügen ꝛc. unpaarig auftreten. An den Urnen sitzen die paarigen meist an der Übergangsstelle des Bauches zum Hals; an den Löffeln, Kännchen ꝛc. sieht man sie regelmäßig am Rand, entweder überragend oder mit der Höhe des Randes im gleichen Niveau bleibend. Ich besitze

eine Urne vom Drahnsdorfer Friedhof, wo die beiden Henkel am Bauch angebracht sind und merkwürdiger Weise querstehen, so daß die Öffnung von oben nach unten blickt. Die Gestalt der Henkel pflegt sonst immer senkrecht und rundlich gebogen zu sein, mit engerer und weiterer Öffnung. Von den Henkeln kann man nicht sagen, daß sie der Größe des Gefäßes conform sind. Selbst bei den großen Urnen trifft man kleine Henkel mit so engem Lumen, daß man kaum einen Draht oder eine Schnur durchziehen kann. Jedenfalls sind diese nicht zum Anfassen bestimmt, sondern haben nur einen ornamentalen Zweck. Einige Sammlungen besitzen auch Topfhenkel von abweichender Gestalt. Von der grünen Eiche bei Guben rührt ein Henkel her, dessen äußere Form beinahe viereckig, dessen Öffnung jedoch kreisrund ist; auch kenne ich Henkel mit horizontal verlaufendem oberen Stück, an dem sich das untere im scharfen Winkel anschließt. Außer diesen Henkelformen sind von mir dem Königlichen Museum zu Berlin eingeschickt worden zwei Henkel in Form von Nasen, welche von Herrn Gottfried Klinkmüller in Freesdorf gefunden wurden. Nach Voß haben diese nasenähnlichen Gefäßhenkel die überraschendste Ähnlichkeit mit einigen Exemplaren aus der großen Ansiedelung von Tordosch in der Nähe von Broos (Siebenbürgen). Bei einigen Koschener und Ratzdorfer Töpfen sind am oberen Rand zu beiden Seiten der Ansatzstellen der Henkel Erhebungen sichtbar; ob man diese, für Andeutungen von Hörnern (ansa lunata) halten darf, ist vorläufig zweifelhaft. Daß die Oberfläche der convexen Seite der Henkel besonders verziert ist, gehört zu den Seltenheiten; hier und da sah ich senkrechte Linien; auch die Umgebung des Henkels fand ich zuweilen von senkrechten und schrägen Linien umstellt. In Betreff der Technik der Henkel gilt dasselbe wie von den Buckeln; während einige aus der ganzen Thonmasse mitgeformt sind, sind einige erst nachträglich angefügt.

Der Bauch der Thongefäße zeigt die verschiedenste Wölbung; nur selten ist die äußere Fläche jeglicher Verzierung baar. Im Grunde genommen ist der Gefäßbauch so recht eigentlich der Lieblingssitz der mannigfaltigsten Decoration. Senkrechte und schräge Linien, Halbbogen- und Kreislinien gewäh-

ren ein abwechselndes Bild. Hier ließ der Töpfer seinem individuellen Geschmacke freien Lauf. — Auffallend überwiegen in der Bauchornamentik die concentrischen Linien. Die Zahl der Furchen variirt sehr, theils umziehen sie den Bauch parallel vom Hals bis zum Boden, theils nur im oberen oder im unteren Theil; zuweilen beobachtet man sie nur an der größten Convexität. An diesem Ort, sowie an der Übergangsstelle zum Bodentheil erscheinen diese Furchen manchmal ringsherum durch Eindrücke quer oder schief eingekerbt. — Einen sehr angenehmen Eindruck machen auf der Gefäßwand die Halbbogen-Ornamente, welche von kleinen zu weiter stets geschweiften Bogenlinien übergehen, und die zweifellos mit großem künstlerischen Geschick aus freier Hand gezogen sind. Eine der schönsten derartig decorirten Urnen die ich in der Lausitz gesehen, befindet sich im Privatbesitz des Herrn Landrath von Manteuffel in Crossen.

Noch bleibt übrig einer seltenen Verzierung Erwähnung zu thun, die erst neuerdings zu meiner Kenntniß gekommen ist und einen Beweis liefert, daß die Lausitzer Urnenfelder noch lange nicht hinreichend genug durchforscht sind. Die Seltenheit des Ornaments entschuldigt die genauere Beschreibung. Auf einem Urnenfelde bei Garrenchen (Kreis Luckau) fand Herr Lehrer Gärtner aus Frankendorf eine mittelgroße Urne, auf welcher am oberen Bauchtheil zwischen senkrechten Linien gegenüberstehend vier Kreise concav eingezeichnet sind. Diese sind durch zwei Linien in vier Quadranten getheilt, der Durchmesser beträgt drei Cm. (Taf. I. Fig. 6). An demselben zweihenkligen Gefäß sind am Hals und Bauch Kreisfurchen und zwischen den senkrechten Linien Halbbogenstriche angebracht. Alle Verzierungen an derselben sind anscheinend mit demselben Modellirholz gefertigt. Außerdem fand Herr Gärtner merkwürdiger Weise auf demselben Friedhofe einen großen Urnenscherben, auf welchem ein Rad mit vier Speichen dargestellt ist. Dieses erscheint im Gegensatz zu dem ebenerwähnten concaven Ornament in convexer Ausführung. Die Erhebung dieses Rades mit den vier Speichen über die Oberfläche des Scherbens beträgt circa $1/4$ Cm.; der Durchmesser mißt circa $6 1/2$ Cm. Bei genauer Betrachtung erhält man den Eindruck, daß

das Ornament freie Handarbeit ist; es befindet sich an der größten Convexität des Bauches, oberhalb und unterhalb desselben laufen circa 1 Cm. breite Kreisfurchen. Nach dem vorliegenden Scherbenstück zu urtheilen, mag der ganze Umfang der Urne circa 100 Cm. betragen haben. Vergleichsweise führe ich hier an, daß Wagner in seinen „Tempeln und Pyramiden" S. 12 unter den Scherben des Schliebener Burgwalls einen ähnlich verzierten großen Scherben beschreibt, „auf welchem ein Wagenrad nur mit vier Speichen in Kreuz gestellt, in erhabener Arbeit und in der Größe eines ganz großen Speciesthalers, deutlich und unverkennbar ausgedrückt und dargestellt ist."[1]). — Außerdem fand ich unter den Zeichnungen von Schulenburgs einen von Müschen herstammenden großen Scherben abgebildet mit der Randbemerkung: „Eine höchst eigenthümliche Verzierung, ein zur Hälfte abgeschlagenes Rad in Thon geformt, an der Seitenwand eines Gefäßes". Ich habe die Vermuthung, daß dieses vierspeichige Radornament eine Hindeutung ist auf die vierspeichigen Räder der dreirädrigen Broncewagen, deren zwei bei Burg im Spreewald gefunden worden sind[2]). Dem kann Jeder vor der Hand nach seinem Gutdünken Glauben schenken oder verweigern, aber es dürfte dringend nothwendig sein, um diese Frage zum Austrag zu bringen, jenem höchst merkwürdigen Ornamente in der Lausitz und den angrenzenden Distrikten die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Mehr Material, mehr Licht.

Die Topfböden endlich sind im Allgemeinen verhältnißmäßig klein und unverziert. Oft sehr umfangreiche, weitbauchige Urnen haben nur einen auffallend kleinen Boden, so daß man fast glauben möchte, sie waren nur dazu bestimmt, als Todtengefäße in den Sand gesetzt zu werden. Entweder ist derselbe ganz plan oder der Rand ist hervorragend. Bei den sogenannten Thränennäpfchen und Schalen zeigt der Boden fast regelmäßig eine concave runde Vertiefung, die von oben

---

1) Über den Verbleib dieses Wagner'schen Scherbens habe ich nichts Bestimmtes erfahren können.

2) vergl. meinen Vortrag: „Über die im mittleren Oder- und Spreegebiet gefundenen Broncewagen. Zeitschrift für Ethnologie. 1882. Verhandlungen S. 43.

gesehen sich convex hervorwölbt. Auf dem Jüritzer Gräberfeld bei Jessen haben einige Schalen am Boden eine Vertiefung, in welche eine dazu gehörige Kanne genau hineinpaßt. Diese Letzteren können nur auf den umgekehrten Schalen stehen. Was die Schalen anbetrifft, in denen zuweilen die Urnen stehen, so sind dies große schüsselförmige Thongebilde mit senkrechtem einfachen oder etwas umgelegten Rand, theils mit, theils ohne Markirung der Bodenfläche.

Schon seit mehreren Jahren hat man sein Augenmerk auf Löcher gerichtet, welche sich am Topfboden und an der Seitenwandung der Urnen vorfinden.[1]) Ausgeschlossen von der Betrachtung sind selbstverständlich diejenigen Löcher, welche nur zufälligen Verletzungen ihre Entstehung verdanken. Solche Artefacte ereignen sich beim Gebrauche des Urnenstechers; denn durch Anwendung eines spitzen Eisenstabes kann das in der Erde feuchte und weiche Gefäß leicht durchbohrt werden. Man muß daher bei vorkommenden Löchern stets untersuchen, ob ein frischer Bruch vorliegt oder das Loch bereits vor dem Brennen des Gefäßes geformt war. Runde Löcher mit glatt anzufühlenden Rändern lassen darauf schließen, daß sie absichtlich angelegt sind. In der Literatur sind bereits eine Reihe sicher constatirter Fälle vorhanden. So fand Schlesier auf Steinhardsberg bei Schlieben ein glattgearbeitetes, zollgroßes Loch in der Seitenwand einer Urne. E. Riedel entdeckte auf dem Drebkauer Urnenfeld ein rundes Loch in der Seitenwand. Auch Siehe hat im Calauer Kreise mehrere solcher Löcher gefunden. Andrerseits trug ich Bedenken, die nicht glattrandigen Löcher als absichtliche anzuerkennen. Mein Vorurtheil wurde jedoch besiegt durch Funde von Löchern, deren nachträgliches Entstehen vollständig auszuschließen war. Ich kenne bereits eine ganze Reihe von Urnen, die unzweifelhaft mit Löchern im Topfboden oder in der Seitenwand beigesetzt sind. Herr Gärtner fand sogar vor Kurzem in einem Grabe mehrere Knochenurnen mit Seitenwandlöchern, darunter eine, welche an einer Stelle zwei dicht nebeneinanderliegende Löcher zeigte. Letztere waren unmöglich zufällig entstanden. Meine wie auch die

---

1) Auch an Urnendeckeln sind bereits derartige Löcher constatirt worden.

Gubener Sammlung besitzen auch mehrere Urnen mit durchbohrtem Boden.

Die Frage nach dem Zweck dieser Durchbohrungen hat ein großes Interesse wachgerufen. Man hat denselben eine mythische Bedeutung zugeschrieben und sie als Seelenweg gedeutet. Für diese Ansicht ist besonders Beckenstedt eingetreten. Bastian erinnert dabei an die Graböffnungen der Dolmen. Auch Voß[1]), der sich um diesen Gegenstand besonders verdient gemacht hat, sieht darin Pforten für die Seelen der Abgeschiedenen, indem er seine Ansicht unter Anderem stützt auf noch jetzt bestehende ähnliche Gebräuche bei den Nosairiern und hinweist auf die runden Löcher an den Felsengräbern bei Latakieh. Krug grub ferner mehrere Gefäße aus mit Öffnungen in den Seitenwänden, darunter ein kännchenförmiges Thongebilde, das am Bauch eine 15 Cm. breite und 1 Cm. hohe Öffnung hat, ein Umstand, der ihn veranlaßte, diese Gefäße mit den Fensterurnen in Verbindung zu bringen. Voß ist nicht abgeneigt anzunehmen, daß diese Öffnungen eine ähnliche Bedeutung gehabt haben wie die mit Glas geschlossenen Fensterurnen, vielleicht um den Verstorbenen Licht zu bringen. Sicheres darüber läßt sich augenblicklich noch nicht angeben; auch wissen wir nicht, ob es mit den Löchern in den Topfböden und Deckeln dieselbe Bewandtniß hat wie mit den Seitenwandlöchern. Diese Interpretation liegt nahe, doch muß zur besseren Kenntniß noch viel mehr Material beigebracht, besonders auch auf die Stellung der durchlochten Urnen in der Erde genauer geachtet werden. Wohin blickt der Ausgang? warum sind die Löcher nur an einigen Urnen 2c. — diese Punkte müssen zuerst sicher eruirt werden. Nur die Erforschung der genauesten Kleinigkeiten kann uns diese Erscheinung dem Verständniß näher bringen. Mit Recht bezeichnet es Voß als einen der schwierigsten Theile der archäologischen Forschung, aus den Funden an sich einen Einblick in die Ideenwelt und Vorstellungsweise unserer Vorfahren zu gewinnen.

Ich schließe dieses Capitel mit der Beantwortung einiger technischer Fragen. In Hinsicht auf die Qualität des verwen-

1) vergl. Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang 1881. Verhandlungen S. 432 und flgde.

deten Thons braucht man nur die Bruchflächen der Scherben näher in Augenschein zu nehmen. Man sieht dann oft kleine Kies-, Kalk- und Quarzbröckchen, welche jedenfalls absichtlich in den Thon gemischt sind, um den Töpfen eine größere Haltbarkeit zu verleihen. Mancher Thon ist auch mit feinen Glimmerblättchen durchsetzt, wodurch die Bruch- und Oberfläche wie mit glänzenden Punkten besäet erscheint. Untersuchungen über die Feinheit des Materials ergaben im Einzelnen Folgendes: Je stärker die Wandung, desto gröber ist die Bruchfläche, zuweilen ist sehr grober Thon benutzt ohne Beimischung haltbarer Substanzen. Bei allen kleinen zierlichen Thongebilden, wie Näpfchen, Schalen, Krügchen 2c. ist die Thonart feiner, wahrscheinlich kam hierbei geschlemmter Thon in Anwendung. In Betreff der Dicke der Wandungen zeigt sich, daß dieselbe beträchtlichen Schwankungen unterworfen ist. In der Regel steht die Dicke im geraden Verhältniß zur Größe der Gefäße. Man findet sehr dünne, kaum ½ Cm. starke Wände, die Dicke kann aber auch bis auf 1½ — 2 Cm. steigen.

Über die Frage: Sind alle diese germanischen Gefäße aus freier Hand geformt oder auf der Töpferscheibe gefertigt? ist man getheilter Meinung. Um diese vielumstrittene Sache zu entscheiden, ist es zunächst wichtig zu wissen, ob wir wirkliche Merkmale besitzen, welche auf den Gebrauch der Töpferscheibe schließen lassen. Bei vollendeter Technik derselben bemerkt man an der inneren Wandseite feine horizontal verlaufende Kreislinien und Schrammen, die beim Drehen auf der Scheibe durch einige an der Hand klebende Sandkörner entstanden sind. Diese Linien fehlen allerdings an den meisten Exemplaren. Im Gegentheil läßt sich nachweisen, daß an der Innenwand sehr oft Fingereindrücke wahrnehmbar und daß viele Gefäße etwas schief gerathen sind. Diese Punkte sprechen für Formung aus freier Hand. Indeß sind doch nicht wenige große Urnen so vollkommen gewölbt und gleichmäßig gestaltet, daß sie ohne irgend welche Hilfsmittel schwerlich gebildet sein können. Ich habe über diese Angelegenheit zu wiederholten Malen mit Töpfern aus dem mir nahegelegenen Töpferdorfe Crinitz Rücksprache genommen, um ein sachverständiges Urtheil zu hören. Besonders verdanke ich Herrn Kiesel

in dieser Beziehung schätzenswerthe Mittheilungen. Man war entschieden der Ansicht, daß einige Gefäße auf der Scheibe hergestellt seien, bei anderen wiederum ein Drehbrett oder ein sonstiges Hilfsmittel angewendet wurde. Dazu kommt, daß man die Kenntniß der Töpferscheibe den Germanen nach Christi Geburt füglich garnicht absprechen kann. Es ist kaum glaublich, daß bei den Handelsbeziehungen, bei dem Verkehr mit den Römern an der Rheingegend und in Süddeutschland, bei dem Besuche der Germanen in Rom dieselbe den vaterländischen Töpfern unbekannt geblieben sein sollte. Jedenfalls kam dieselbe in den ersten Jahrhunderten nach Christo auch bei unsern Vorfahren mehr in Curs. Für eine falsche Behauptung halte ich es, daß in der germanischen Zeit dieselbe garnicht, in der slavischen aber ausschließlich in Gebrauch war. Ich bin der Ansicht, daß bei den Germanen die freie Formung, bei den Slaven die Anwendung der Töpferscheibe überwog.

Cap. VIII.

Beigaben der Lausitzer Gräber.

Die Lausitzer Gräber bergen eine Menge von Beigaben, welche sich unter oder neben, hauptsächlich aber in den Urnen selbst vorfinden. Sie bestehen in Geräthen aus Thon, Stein, Bronce, Eisen, Gold, Silber, Glas, Knochen 2c. In der Regel sind diese Grabgeschenke Schmucksachen und Lieblingsgeräthe der Verstorbenen gewesen und aus manchen eigenartigen Mitgaben kann man im concreten Falle bisweilen auf den Stand des Dahingeschiedenen schließen. Andrerseits repräsentiren uns die Leichengeschenke Speise- und Trinkgeschirr, bestimmt zum Gebrauch nach dem Tode. Auffallend in unseren Gräbern ist der Mangel an Waffen. Manche Forscher haben, sich stützend auf die Angabe des Tacitus, wegen dieses negativen Befundes die Hypothese aufgestellt, daß alle diese Gräber nur Weibern und Kindern angehörten. Aber wo sind dann die Gräber der Männer? Sollen wir glauben, daß die Bestattungsweise derselben eine andere war? Dann müßten wir auch Skelete und

Waffen auf unseren Friedhöfen antreffen. Dies ist nirgends der Fall. Leichenbrand ist in der Lausitz zur germanischen Zeit ausnahmslose Regel. Wenn auch Tacitus in der Germania, wo er von dem Bestatten der Todten spricht, erwähnt, daß Jedem seine Waffen bei der Verbrennung mitgegeben wurden, so läßt sich doch durch das Öffnen der alten Gräber der sichere Nachweis bringen, daß das Mitgeben der Waffen nach dem Tode nicht für jeden germanischen Stamm gilt. Ohne Zweifel übertrug dieser Schriftsteller im allgemeinen Theil der Germania manche Sitte auf alle Germanen, während sie nur einzelnen Stämmen eigenthümlich war. Die Lausitzer Gräber bilden eine Ausnahme. In der Altmark und Priegnitz sind die Waffen theils in Gräbern enthalten, theils in Urnen absichtlich verpackt. Je weiter man nach Osten in der Mark kommt, desto weniger herrscht diese Sitte. Jedenfalls aber bestand bei demjenigen germanischen Stamm, welchem unsere Urnengräber ihren Ursprung verdanken, dieser Brauch nicht. Vielleicht waren die Waffen zu selten und kostbar, um sie entbehren zu können.

1. Thonbeigaben.

Die thönernen Beigaben sind sehr zahlreich: oft erscheinen sie zu 4, 6 bis 8 um die Mutterurne gruppirt. In Ansehung ihrer Gestalt und Form herrscht darunter die größte Mannigfaltigkeit. Ich erinnere nochmals daran, daß diese Beigaben nicht als Urnen aufzufassen sind, sondern sie repräsentiren uns Gebrauchsgeräthe, die als Speise- und Trinkgeschirr, zum Aufbewahren von Getränken und anderen Lebensmitteln dienten. Man unterscheidet Krüge, Kannen, Tassen, Näpfe, napfförmige Schalen, Fläschchen, Löffel, becherartige Geräthe ꝛc. (Taf. I. Fig. 18. 20. 21. und 25—36). Diese Gegenstände machen zum großen Theil den Eindruck, daß sie noch nicht im Gebrauch waren; sie sehen aus wie neue. Indeß will ich hier nicht bestreiten, daß unter ihnen auch schon gebrauchte sind, d. h. solche, welche dem Betreffenden bei Lebzeiten lieb und theuer waren. Aber im Allgemeinen betrachte ich sie als Ceremonial-Gefäße, welche ebenso wie die Urnen nur zum Zwecke des Todtenkultus

gefertigt wurden. Damit läugne ich aber nicht, daß diese Geräthe in der Form von den praktisch in der Küche gebrauchten abwichen. Auch Undset spricht sich dahin aus, daß sie nur Votivgegenstände seien. Es muß also die Vorstellung unter dem Volke geherrscht haben, daß der Verstorbene sie erst im anderen Leben benutzen sollte; sie waren also gleichsam eine Ausstattung für ihn. Manche Forscher haben allerdings angenommen, daß alle diese thönernen Beigaben ursprünglich mit Speisen für den Todten gefüllt gewesen seien; dem widerspricht aber, daß die Meisten voll von Sand und Erde angetroffen werden. Will man nun auch zugeben, daß der Sandinhalt erst in späterer Zeit allmälig hineingefallen ist, so ist es doch sehr auffallend, daß viele Schalen und Krüge auf der Seite liegen, ja ein großer Theil ganz umgekehrt, mit der Mündung nach unten, beigesetzt ist. Es konnten also unmöglich Speisen und Getränke darin aufbewahrt sein. Ferner stimmt damit nicht überein, daß oft Schalen und Näpfchen zu mehreren in einander gestellt sind. Sogar in den Urnen selbst stößt man nicht selten auf umgekehrte Gefäße.

Was die sogenannten Thränennäpfchen anbelangt, so ist dies eine falsche Bezeichnung. Der Sinn, daß unsere Vorfahren bei dem Begräbniß die Thränen darin aufgefangen hätten, ist erst in späterer Zeit hineingelegt worden. Trotzdem ist der Name gebräuchlich. Wahrscheinlich sind es Näpfchen zum Aufbewahren von Flüssigkeiten und Oelen gewesen, vielleicht mögen manche auch als Lampen gedient haben. Die mit Seitenhenkeln versehenen ersetzten vielleicht die Stelle unserer Löffel. Andere Hausgeräthe sind Tiegel mit vier soliden Füßen, von denen bis jetzt erst einige Exemplare gesammelt sind. Den ersten habe ich meines Wissens selbstständig bei Weißagk ausgegraben, es ist ein verhältnißmäßig großer Tiegel. Sodann sind ähnliche im Kalauer [1]) und Sorauer Kreise gefunden worden. Neuerdings hat Th. Wilke bei der grünen Eiche (Gubener Kreis) einen kleinen vierfüßigen thönernen Tiegel zu

1) Nach einer persönlichen Mittheilung des Herrn Oberstlieutenant von Randow, der bei der Ausgrabung des Kalauer Tiegels zugegen war, lag derselbe über einer Buckelurne.

Tage gefördert. Dagegen sind thönerne Pfannen aus unsern Gräbern noch nicht zu meiner Kenntniß gekommen.

Betrachtet man die Formen der Thonbeigaben weiter, so sehen wir darunter auch solche, welche offenbar als Kinderspielzeug anerkannt werden müssen. Herstammend aus Kindergräbern sind diese äußerst niedlich gebildet, dahin gehören kleine Fläschchen, Näpfchen, Löffel, Schälchen, Kännchen 2c. Einige haben einen so kleinen Boden, daß sie zum Stehen garnicht geeignet sind. Ziemlich häufig sind auch Kinderklappern, in deren Innern sich frei kleine Thonkügelchen oder Steinchen befinden. Sie treten in den verschiedensten Formen auf, in Flaschen-, Kugel-, Eiform 2c. (Taf. II. Fig. 5, 8, 9, 10, 11); manche sehen vogelartig aus (Taf. II. Fig. 6, 7); manche machen den Eindruck einer Gans (Taf. II. Fig. 4); einzelne sind ohne charakteristische und erkennbare zoologische Eigenthümlichkeiten. Die Oberfläche ist mannigfaltig verziert. Bei Guben entdeckte man eine Kinderklapper in Vogelgestalt mit feinpunktirtem Ornament; Auch besitzen Einzelne Stiele und Löcher zum Durchziehen einer Schnur (Taf. II. Fig. 5, 7, 8). Ebenso bemerkt man hier und da kleine Löcher in der Wand (Taf. II. Fig. 11).

Unter den Thongebilden von seltener Form nenne ich große kessel-, faß- oder schüsselförmige Gefäße, welche wahrscheinlich zum bereiten von Getränken und zum Aufbewahren von Getreide und Obst gedient haben. Von den gewöhnlichen Leuten hört man oft von außerordentlich großen Töpfen reden; zur Bezeichnung führen sie meist den Ausdruck: „wie eine Ofenblase groß". Lange Zeit war es mir nicht möglich, ein solches unversehrt zu Gesicht zu bekommen, bis vor Kurzem Herr Gärtner auf einem Urnenfriedhof bei Beesdau ein höchst umfangreiches Gefäß ausgrub; dasselbe mißt cr. drei Eimer Wasser und erinnert in der Gestalt sehr an unsere Wasserständer auf dem Lande. Es war jedoch keine Knochenurne, sie enthielt nur Sand und mehrere andere Thonsachen.

Unsere Gräber haben ferner bei den Ausgrabungen auch mehrfächrige Geräthe geliefert, mit durch Scheidewände getheilten Räumen, in rundlicher und ovalschachtelförmiger Gestalt. (Taf. I. Fig. 23. 24). Dies sind keine Zwillings-

oder Drillingsurnen, wie die auf Taf. I. Fig. 17. und 19. gezeichneten, sondern muthmaßlich Hausgeräthe zur Aufbewahrung verschiedener Gewürze und Speisen. Auch derartige, welche Communikationslöcher zwischen den einzelnen Räumen haben, sind bekannt. Ein Gefäß von Reichersdorf ist mehrfach eingeschnürt und bildet gleichsam 3 aufeinanderstehende Schalen. (Taf. I. Fig. 16). — Bemerkenswerth sind ferner sogenannte Räuchergefäße in pokalartiger Gestalt aus der Gegend von Drebkau und Guben, einige darunter mit durchbrochenem Fuß und Löchern in der Seitenwand zum Durchstreichen der Luft. (Taf. I. Fig. 22). Ebenso sind Töpfe ausgegraben worden — Fragmente eines solchen fand ich bei Freesdorf [1]) — mit siebartig durchbohrter Seitenwand, welche wahrscheinlich bei der Milch- oder Käsebereitung verwendet wurden. Vielleicht dienten einige zum Aufbewahren von Früchten, um sie vor dem Verderben zu schützen. — Auch solche Thongeräthe kommen vor, an deren Rand paarweis kleine Löcher zum Durchziehen einer Schnur angebracht sind, entweder um dieselben zu tragen oder einen Deckel daran zu befestigen. — Ein dosenartiges Thonprodukt mit Deckel besitzt Herr Paschke in Neuendorf. — Wahrscheinlich wurden manche flaschenartige, zweihenklige Gefäße, wie unsere Reiseflaschen, mit einer Schnur versehen, als Trinkgeräthe am Körper getragen. Ein derartiges Fläschchen fiel mir auf in der Sammlung des Herrn Gärtner in Frankendorf. — Auch vergesse ich nicht, das Vorkommen wannenartiger Gefäße anzuführen.

Schließlich sind Trinkhörner aus Thon beschrieben von verschiedener Größe, darunter eins aus dem Sorauer Kreise mit einem Henkel an der Mündung und triangulärem Strichornament. (Taf. II. Fig. 1. 2). Auf dem Urnenfelde bei Müschen entdeckte von Schulenburg eigenthümlich geformte an Pfeifenköpfe erinnernde Thongeräthe. (Taf. II. Fig. 3); daran sieht man unten Platten, so daß sie den Eindruck machen als wenn sie auf den Tisch gesetzt worden wären, ein Umstand, der Virchow geneigt macht, sie für Trinkgeräthe zu erklären.

1) vergl. Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang 1881. Verhandlungen S. 103 und S. 336.

Einer besonderen Erwähnung bedürfen die kleinen Thonperlen. (Taf. II. Fig. 12). Dies sind bräunlich graue Perlen, meist von glatter Form, häufig scheibenförmig, zuweilen rundlich, in der Mitte durchbohrt. In manchen Distrikten der Lausitz, z. B. bei Zinnitz, Groß-Mehßow, sind sie sehr verbreitet als Urnenbeigaben. Man wird nicht fehlgreifen in der Annahme, daß dieselben auf eine Schnur gereiht, als Schmuckketten getragen wurden. Ich hörte einst die Ansicht aussprechen, daß ihre Zahl das Alter des in der Urne Bestatteten angeben solle. Diese Annahme ist nicht richtig. Ich entdeckte sie massenhaft in Urnen, die nach den Knochenresten unzweifelhaft die Gebeine eines Kindes bargen. Und wiederum waren die Thonperlenketten nicht bloß ein besonderes Privilegium der Kinder — ich fand sie auch in den Knochenbehältern Erwachsener.

Ab und zu sind gebrannte solide Thongebilde zu Tage getreten, z. B. Spinnwirtel, Netzsenker 2c., ferner durchbohrte Thonkugeln, ebenso Gebilde in Form eines Petschaftes 2c. Da deren Bestimmung jedoch nicht klar ist, so gehe ich nicht näher darauf ein.

2. Steinbeigaben.

Steinhämmer und Steinäxte gehören nicht zu den Seltenheiten auf unseren Friedhöfen. (Taf. II. Fig. 15—18. zeigen einige Formen abgebildet). Dieselben wurden Anfangs als Urnenfunde angezweifelt; heute jedoch erfreuen wir uns sicherer Fundnotizen von Fachmännern. Vielfach stecken sie auch unter den Knochenurnen. Sie treten isolirt auf oder in Gemeinschaft mit Bronce und Eisen. Rabenau entdeckte in einer Aschenurne vom Lausitzer Typus auf den Freibergen bei Kalau unter Broncesachen ein polirtes Feuersteinbeil. Auf dem Jessener Gräberfeld grub Krug Steinwaffen und Steinschmuck, 3 durchbohrte Steingegenstände und Steinperlen, in und bei grob gearbeiteten Urnen aus, aber auf demselben Todtenacker lagen Broncesachen bei sehr zierlich und sauber gearbeiteten Gefäßen. Ebenfalls constatirt ist das Vorkommen von Stein-, Bronce- und Eisengeräthen auf dem Reichersdorfer Friedhof. Ja Stein-,

Bronce- und Eisensachen fanden sich sogar zusammen in einer Urne bei Ögeln. Ob wirkliche Feuerstein-Pfeilspitzen in unseren Urnen beigegeben sind, ist vor der Hand nicht erwiesen. Ich habe mich mit eigenen Augen noch nicht davon überzeugen können. Dagegen sind sogenannte Feuersteinmesser von mehreren Urnengräbern in reicher Zahl gesammelt worden. Freilich kann man nicht Jeden in der Branderde liegenden Feuersteinsplitter als Werkzeug betrachten; man muß stets im Auge behalten, daß ein solcher von einem gesprungenen Feuersteinknollen herrühren kann. Ganz anders verhält es sich jedoch mit den künstlich geschlagenen Messern, welche in den Urnen selbst vorhanden sind; letztere waren aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich im Leben gebrauchte Gegenstände.

Als Einzelfund füge ich demnächst hier an die Mitgabe eines sogenannten Käsesteins aus rothem Sandstein, ganz ähnlich dem bei Zaborowo und Alt-Lauske in Posen gefundenen. Er lag in einer Urne bei Werben (am Spreewald), hat gerundete Kanten und ist regelmäßig polirt. .(Taf. II. Fig. 19).

3. Broncebeigaben.

Die Metallbeigaben auf unseren Friedhöfen sind im Vergleich zu Gräbern anderer Länder ärmlicher Natur. Verhältnißmäßig sind Broncesachen die häufigsten Gegenstände, welche wir in den Urnen finden; sie erscheinen uns von grünem Aussehen. Leider ist ein großer Theil derselben geschmolzen, nur in Klumpen vorhanden und bis zur Unkenntlichkeit durch Feuer zerstört. (Taf. II. Fig. 28). Zuweilen hängen solche Fragmente auch noch mit Knochenstückchen zusammen. Bekannt ist, daß die Knochenreste, welche in nächster Nähe von Broncebeigaben liegen, oft grünlich gefärbt sind. Diese geschmolzenen Bronceklumpen sind zweifellos dadurch entstanden, daß die am Körper befindlichen Schmucksachen mitverbrannt wurden. Eine nicht geringe Menge ist jedoch erst nach der Leichenverbrennung in die Urne gelegt worden und aus diesem Grunde uns wohlerhalten. Am meisten begegnen wir zwischen dem Urneninhalt Ringen und Nadeln. Diese Ringe, welche uns in verschiedenen

Größen entgegentreten und jedenfalls als Finger-, Ohr- und Armringe rc. gedient haben, sind durchschnittlich ohne künstliche Verzierung. (Taf. II. Fig. 32—34). Indeß es sind auch verzierte in der Literatur beschrieben. Auf dem Zerkwitzer Urnenfeld bei Lübbenau grub man einen kunstvollen Armring aus, platt und schwach gewölbt, mit eingeritzten Ornamenten versehen, darunter schräg gestellte Kreuze und Linien in schiefer und senkrechter Anordnung. Die Nadeln, welche wol beim Zusammenheften der Kleidung gebraucht wurden, haben mannigfaltige Gestaltung. (Taf. II. Fig. 20—26). Sie endigen meistens in einen kolben- oder kegelförmigen Knopf, manchmal ist derselbe auch flach und ausgehöhlt. Zuweilen sah ich ihn ornamentirt mit concentrischen Kreisen. Statt des dicken Knopfes zeigt sich an einigen eine kaum merkliche Verdickung. Bei Jüritz entdeckte man eine Broncenadel mit gebogenem Hals und einem schalenförmigen Knauf, ebenso eine Nadel, deren concentrisch geriefter Knauf nicht unmittelbar am Ende derselben befindlich ist. Eine ähnliche Nadel lieferte das Gräberfeld bei Pförten. Von Stradow (Kreis Kalau), sind Nadeln bekannt mit einer Oese am Punkte der Krümmung rc.

Außer diesen Ringen und Nadeln aus Bronce erblickt man in den Sammlungen gewundene Spiralen (Taf. II. Fig. 29. 30), Fibeln (Taf. II. Fig. 27), Bronceperlen, Plättchen, Gürtel, Gürtelhaken, Messer, Meißel, Lanzenspitzen; ferner Schaft- und Hohlkelte, Pfeilspitzen (Taf. II. Fig. 35. 36. 31.) rc.

Von wem rühren diese Broncesachen her? Darüber ist viel disputirt worden. Es wäre einseitig, der Meinung derer sich anschließen zu wollen, welche in der Behauptung soweit gehen, daß alle diese Sachen von außerhalb importirt worden seien. So viel steht fest, daß wir in- und ausländisches Fabrikat unter ihnen vor uns haben und daß ein einziger bestimmter Broncetypus darin sich nicht offenbart. Undset hat an einer Reihe von Broncegegenständen den Nachweis geliefert, daß altitalische[1]) und Hallstätter Industrie-Erzeug-

1) Darunter sind nicht bloß etruskische Gegenstände zu verstehen. Die specielle Bestimmung aller dieser Funde in Hinsicht der betreffenden Volksstämme ist noch dunkel.

nisse[1]) auf dem Wege des Handels hierher gekommen sind. Man kennt ferner auch Gegenstände von nordischem Broncetypus[2]). Es läßt sich aber nicht mehr in Abrede stellen, daß durch auswärtige Einflüsse auch eine inländische Bronceindustrie mit eigenartigem Typus sich ausgebildet hat. Ein Theil unserer Broncesachen sind also als vaterländische Produkte anzusehen. Leider sind wir in dieser schwierigen Angelegenheit mit unseren Forschungen noch nicht soweit gekommen, um mit annähernder Sicherheit diese Funde auseinanderhalten zu können in Betreff des Importes und selbstständiger Herstellung. Abgesehen von der genauen Vergleichung der einzelnen Sachen in Bezug auf ihre Gestaltung ist es dringend nothwendig für die Zukunft, auch chemische Untersuchungen über die Mischung der Bronce anzustellen. Die bisherigen Analysen haben zur Evidenz dargethan, daß ein bestimmtes Mischungsverhältniß von Zinn und Kupfer in unseren Broncen nicht statt hat. Es ist vielmehr klar geworden, daß nicht nur der Gehalt an Zinn und Kupfer sehr differirt, sondern auch viele Nebensubstanzen darin enthalten sind, wie Eisen, Blei, Arsenik, Zink, Schwefel, Nickel, Wismuth, Kobalt 2c. Die genaue Bestimmung dieser Beimengungen hat große Schwierigkeiten, da es an zuverlässigen Methoden für die Analyse fehlt. Jeder sieht ein, daß chemische Untersuchungen künftighin unerläßlich sind, da sich aus verwandten Mischungsverhältnissen Schlüsse auf die Bezugsquellen werden machen lassen.

---

1) Die Hallstätter Periode ist in der Archäologie so benannt worden nach der Fundgruppe auf dem großen Gräberfelde bei Hallstatt im Salzkammergut; dasselbe wurde 1846 entdeckt und besonders durch von Sacken planmäßig ausgebeutet (circa 1000 Gräber). In den dort ausgegrabenen Bronce- und Eisensachen spricht sich eine bestimmte Eigenart aus, die auch anderwärts den Anstoß zu einer eigenen Cultur, der sogenannten Hallstattkultur, gegeben hat. Dieselben Gegenstände, welche aus den Hallstätter Gräbern bekannt sind, sehen wir über ein großes Gebiet des mittleren Europa ausgebreitet, hauptsächlich im Donauthal. Undset verlegt den Höhepunkt derselben in die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr.

2) Dieser Typus findet sich in einem scharf abgegrenzten Gebiet Nordeuropas. Dazu gehört Pommern, Mecklenburg, Hannover, der nördliche Theil der Provinz Brandenburg und Sachsen, Schleswig, Holstein, Schweden und Norwegen.

4. Eisenbeigaben.

Während auf den meisten Lausitzer Friedhöfen Bronce das fast ausschließlich vorkommende Metall ist, haben wir in letzter Zeit Felder kennen gelernt, wo vereinzelt auch Eisensachen zum Vorschein kamen, ja sogar solche, wo Eisen das überwiegende Metall ist. Die Knochenstückchen neben Eisengegenständen sind zum Theil braunroth gefärbt. Im Allgemeinen sind dieselben nicht so gut erhalten wie die Broncen, durch den Rost haben sie sehr gelitten[1]). Die Eisenfunde bestehen in Ringen, Nadeln, Lanzen-, Pfeil- und Speerspitzen, Fibeln, Schnallen, nadelartigen Stiften, Messern, bandartigen Eisenstreifen, Schafscheeren 2c.

Als Urnenfelder mit Eisenbeigaben sind zu verzeichnen mehrere im Gubener Kreise; so lag z. B. bei Strega im südlichen Theile desselben in einer Thonschale beisammen eine eiserne Axt mit Stielloch, eine Schafscheere, drei eiserne Nägel, eine Fibel aus Bronce, deren Stift aus Eisen gefertigt ist. Als eine fernere Stelle, wo Eisenbeigaben mehr in den Vordergrund treten, nenne ich ein Urnenfeld bei Kümmritz, von dem unter Anderem die in der Litteratur unter dem Namen Opferpriesterschmuck bekannten Eisensachen herrühren. Mittlerweile sind mir als Fundorte von Eisengeräthen, darunter Tenesachen, bekannt geworden ein Urnenfeld bei Neuendorf (Kreis Lübben), ferner bei Stöbritz (Kreis Kalau); auf letzterem entdeckte man unter mehreren Eisensachen eine Schafscheere, die der auf dem Ragoer Urnenfeld gefundenen ganz ähnlich ist. (Taf. II. Fig. 39).

Ebenfalls werfen wir hier die Frage auf, von wem stammen diese Eisenfunde her. Undset, welcher speciell über das

---

1) Da die bisherigen Methoden zur Conservirung von Alterthümern aus Eisen erfahrungsmäßig sich als nicht genügend bewiesen haben, so hat Herr Krause eine neue Methode angegeben. Er erkannte, daß die Chloride hauptsächlich dieses Metall fortdauernd angreifen. und pflegt deshalb die im Museum anlangenden Fundstücke mittelst reinen chlorfreien, am besten warmen Wassers auszulaugen, bis das Waschwasser keine Eisenreaktion mehr zeigt. Er trocknet sodann die Stücke bei mäßiger Wärme und giebt zuletzt einen Überzug aus Harz oder Firniß.

erste Vorkommen des Eisens auch in unsern Gegenden Nachforschungen angestellt hat, kam zu dem Resultat, daß sicher constatirte Hallstatt-Formen bis jetzt eigentlich nicht gefunden sind. Dagegen treten eiserne Geräthe auf, wie z. B. Fibeln, eiserne Gürtelhaken 2c., welche der la Tène-Cultur [1]) eigen sind. Urnenfelder der la Tène-Periode sind bei Guben entdeckt worden; aber auch anderwärts zeigen sich, je mehr man darauf achtet, la Tène-Formen. Augenblicklich sind derartige Funde in der Lausitz im Allgemeinen noch selten; häufiger treten dieselben im westlichen Theil der Mark Brandenburg auf.

Außer diesem Einfluß, den die la Tène-Cultur auch auf die Lausitz gehabt hat, ist ferner noch ein anderer Einfluß wahrnehmbar. Man kennt Sachen, die entweder römischen Ursprungs sind oder ihre Form römischem Vorbildern verdanken.

Indeß wie wir unter den Broncesachen heimische Produkte kennen lernten, so können wir auch nicht alle Eisenbeigaben als importirte Gegenstände auffassen. Durch die genannten Einflüsse wurde in spätgermanischer Zeit unzweifelhaft auch eine selbstständige Eisenindustrie ins Leben gerufen. Die Frage, ob in der Lausitz schon zur germanischen Zeit eine primitive Eisengewinnung aus Raseneisenstein bestand, werde ich im XI. Capitel näher erörtern.

Es ist sehr zu beklagen, daß man bis vor Kurzem zu wenig auf die Eisenbeigaben geachtet hat. Die Lokalsammler legten wenig Gewicht auf die verrosteten Gegenstände. Selbst noch Preusker, der mit bienenhaftem Fleiße alterthümliches Material zusammentrug, hielt es für unnöthig, Eisengeräthe zu sammeln, da sie weit weniger Interesse als die anderen Stoffe gewähren, auch schon einer späteren Zeit angehören, auf welche die Sammlungen weniger berechnet sind. Man sieht,

---

1) Diese hat ihren Namen nach den Funden des Pfahlbau la Tène am Nordende des Neuenburger Sees. Auch diese repräsentiren eine Gruppe von bestimmt ausgeprägtem Charakter. Während unter den Hallstätter Erzeugnissen Bronce und Eisen vertreten ist, tritt uns in diesen eine entwickelte Eisenkultur entgegen. Die la Tènesachen sind über die verschiedensten Länder verbreitet. Diese Periode erscheint jünger als die Hallstätter.

in früherer Zeit war immer noch das Sammeln, weniger die wissenschaftliche Ausbeute der Endzweck.

Wir aber, die wir längst die altüberkommene Überlieferung abgeworfen haben, daß die Nutzanwendung des Eisens erst mit der Einwanderung der Slaven beginnen soll, richten an alle Gräberforscher die ernste Mahnung, gerade den Eisenfunden auf den Lausitzer Urnenfeldern eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um über die allmälige Verbreitung des neuen Metalls mehr ins Klare zu kommen. Grade die Verfolgung dieses Gegenstandes verspricht eifrigen Forschern noch reiche Belohnung.

5. Gold- und Silberbeigaben.

Eine große Rarität auf unseren Friedhöfen! Wer danach gräbt, fühlt sich enttäuscht. Die wenigen Gold- und Silberbeigaben bestehen in Drahtstückchen, Spiralringen, Zierplättchen, Nadeln 2c.

6. Beigaben von Münzen.

Gefunden sind zuweilen in Urnen römische Münzen. Sie stammen aus der Kaiserzeit, wo römischer Handel sich bis in die Lausitz erstreckte. So z. B. entdeckte man am Amtitzer Weinberg bei Guben in einer Urne drei römische Münzen (Denare von Faustina jun., Septimius Severus, Elagabal), ferner eine Erzmünze von Philippus I. in einer Urne zugleich mit einem eisernen Togahalter bei Groß-Lübbenau.

Auch Bracteaten sollen zuweilen in Urnen angetroffen worden sein; diese würden einer verhältnißmäßig späten Zeit angehören. Aber dies ist wol fraglich. Sehr oft heißt es, daß Etwas in einer Urne gelegen hat; bei näherer Nachforschung stellt sich jedoch heraus, daß es keine Knochenurne, sondern hartgebrannte Töpfe aus späterer Zeit waren, wo das Verbrennen der Leichen in unserer Gegend nicht mehr stattfand.

7. Beigaben von Glas.

Mitgaben von Glas in Urnen sind spärlich. An Broncestückchen haften zuweilen grüne, graue auch blaue Glasperlen.

Von dem Gräberfeld am Windmühlenberg bei Guben rührt ein flaches Stück her, welches in der Mitte durchbohrt, von blauer Farbe ist und zwei gelbliche Inseln nahe am Rande zeigt.

8. Beigaben von Knochengeräthen.

Als Einzelfund beschreibe ich folgenden: Bei Zerkwitz fand Hirschberger ein knöchernes Kinderspielzeug. Dies sind kleine Knochengeräthe, welche aus Hirschhorn geschnitten zu sein scheinen. (Taf. II. Fig. 37). Darunter sind zwei Formen, einige sehen aus wie kleine Pfeile, andere sind ähnlich Miniaturkeulen, beide Arten sind lang gestielt. Die Pfeile sind mit Wiederhaken versehen, platt, stumpf, zugespitzt, im Durchschnitt höchstens 2 Cm. lang, hinten 1 Cm. breit. Die Keulchen sind meist vierkantig, rechteckig und gegen den dünnen Stiel scharf abgegrenzt. Virchow deutet sie nicht als wirkliche Jagd- oder Kriegspfeile, sondern das ganze als ein prähistorisches Zitterspiel. Vielleicht war es ein Kinderspielzeug, wie ein ähnliches noch in Hinterpommern üblich ist.

Daß Menschenhaare in unseren Urnen vorkommen sollen, wird so vielfach berichtet, manche Leute beschreiben dies so naturgetreu, daß man unwillkürlich daran glauben möchte — und doch muß ich gestehen, ist dies wol eine Verwechslung mit dünnen Wurzelfasern. So liest man bei Treuern S. 11: „Es finden sich in Urnen auch Haare, welche wol über 2000 Jahre in der Erde mögen gelegen haben, doch so sauber und unversehrt, als wären sie heute vom Haupte geschnitten.“ Ich selbst habe mich jedoch durch Ocularinspection noch nicht davon überzeugen können und bekenne offen, daß ich — noch kein Haar in den Urnen gefunden habe.

Cap. IX.

Geographische Ausbreitung des Lausitzer Typus. Bestimmung des Volksstammes.

Da in der Lausitzer Gruppe der Urnenfelder die allgemeine Anordnung der Gräber und gewisse Formen der Todtengefäße sich stets wiederholen, so liegt der Gedanke nahe, daß diese Friedhöfe einem bestimmten Volksstamm zuzuschreiben sind, welcher gleiche Sitten und Gebräuche hatte. Nun hat sich aber durch die Ausgrabungen herausgestellt, daß die Urnenfelder, welche hinsichtlich der Anlage und Thongefäße den unsrigen ganz ähnlich sind, auch außerhalb der Lausitz in den benachbarten Gegenden vorkommen. Die Todtenäcker mit Grabgefäßen des Lausitzer Typus beschränken sich also nicht auf die Lausitz allein. Bleiben wir also bei der Annahme daß alle die Urnenfelder mit Thongefäßen des Lausitzer Typus einem einheitlichen Stamme angehören, so kommt es zunächst darauf an, die geographische Ausbreitung derselben näher zu bestimmen. Es fragt sich nur, nach welchen charakteristischen Merkmalen wir die Grenze stecken wollen.

Da die Broncesachen die überwiegende Mehrzahl der Beigaben bilden, so könnten diese in erster Linie einen Anhaltspunkt abgeben. Indeß wir haben gesehen, daß in den Broncefunden im allgemeinen ein eigenartiger Typus nicht ausgeprägt ist. Abgesehen davon, daß unter ihnen in- und ausländische Producte vorhanden sind und wir diese nach dem heutigen Standpunkt der Forschungen noch nicht genau zu unterscheiden vermögen, haben wir obendrein durch die Resultate der chemischen Analyse kennen gelernt, daß die Lausitzer Broncen in ihren Mischungsverhältnissen sogar auf ein und demselben Begräbnißort außerordentlich variiren. Die broncenen Beigaben sind in Folge dessen nicht im Stande, uns als Leitfaden bei der Classifizirung der Urnenfelder zu dienen.

Anders verhält es sich mit den thönernen Grabgefäßen. Von ihnen wird Niemand glauben, daß wir darin fremdländische Produkte vor uns haben. Es sind unzweifelhaft heimische Produkte.

Wie wir uns erinnern, bilden die Buckelurnen eigenartige keramische Erzeugnisse der Lausitz. Fänden wir nun letztere nur bei uns, so wäre uns die Abgrenzung sicherlich sehr leicht gemacht. Es sind hingegen Funde von Buckelurnen auch in Schlesien, Posen, Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg ꝛc. gemacht worden; selbst auf dem lapos halom in Ungarn wurden mit Buckel versehene Thonscherben ausgegraben. Sie sind demnach kein sicheres Merkmal. Nichts destoweniger aber muß man zugeben, daß sie in der Lausitz in größter Häufigkeit zu Tage treten und ein bestimmt umgrenztes Gebiet ihres Vorkommens sich nachweisen läßt. Zossen, Blossin, Großschauen scheinen die nördlichsten Fundstätten zu sein, so daß ungefähr Berlin als nördlichste Grenze angesehen werden kann.

Unzweifelhaft den sichersten Anhaltspunkt zur Grenzbestimmung gewährt uns das Gesammtbild der Grabgefäße eines Lausitzer Urnenfeldes.

Wir wissen aus den Schriften Wagners und durch die neueren Ausgrabungen Schlesiers in der Umgegend von Schlieben, daß die dortigen Thongeräthe in Form und Verzierung mit dem Lausitzer Typus übereinstimmen. Auch hier giebt es — ich führe nur Einiges an — Buckelurnen, kleine Trinkhörner, durch Scheidewände getheilte Gefäße, Kinderklappern, ganz ähnliche Ornamente, besonders die trianguläre Linearverzierung, schwarzgebrannte (meist nicht mit Graphit geschwärzte) Urnen, cylindrische Gefäße, Thonperlen ꝛc. Als Herr Bürgermeister Schlesier von Schlieben nach Luckau übersiedelte, und meine Urnensammlung besichtigte, drückte er zu wiederholten Malen sein Erstaunen aus über die Ähnlichkeit der Thonwaaren; ja einige, hauptsächlich ein cylindrisches Gefäß, kamen ihm so ähnlich vor, daß er meinte, dieselbe Töpferhand habe sie geformt. Undset glaubt diese Gräber in der Gegend der schwarzen Elster zu den sächsischen Urnenfeldern zählen zu müssen. Ich sehe dazu keinen Grund. Nach meinen früheren Auseinandersetzungen haben wir mitten in der Lausitz z. B. bei Weißagk und Groß-Mehßow Hügelgräberfelder, welche mit den Klein-Rößenern hinsichtlich des Charakters der Gräber, Thongefäße und Beigaben identisch sind. Ich sehe mich also genöthigt, die Gegend der schwarzen Elster in Anbetracht der Begräbnißart für den Lausitzer Typus zu annektiren.

Wir haben ferner durch neuerdings angestellte Ausgrabungen bei Frankfurt a. O. kennen gelernt, daß die in der Nähe entdeckten Urnenfriedhöfe den Lausitzern gleichen. Die von Treuern in größerer Anzahl abgebildeten Thonsachen sind im Ganzen genommen dieselben wie die unsrigen. Auch hier sind Buckelurnen häufiger zu finden.

Im Norden ist sodann bei Charlottenburg ein Urnenfeld frei gelegt worden, welches in den Hauptpunkten sich den Lausitzern anreiht. — Im Süden hat der Sorauer Kreis genügende Beweise geliefert, daß in Betreff der Gefäßformen der Lausitzer Typus gang und gäbe ist.

Fassen wir also noch ein Mal das bisher Ermittelte zusammen, so bildet im Norden Berlin, im Süden der Sorauer Kreis, im Westen die Elbe, im Osten die Oder die ungefähre Grenze. Freilich müssen durch genauere Nachforschungen diese Grenzbestimmungen noch specieller werden. Dies ist nicht leicht; denn ähnliches Thongeräth findet sich auch in den benachbarten Gegenden. Grenzstreitigkeiten werden sicherlich dem Lausitzer Typus nicht erspart bleiben. Es wird in der That eine genaue Topfkenntniß erforderlich sein, um schließlich die Grenzpfähle sicher einschlagen zu können.

Zur Unterscheidung von nachbarlichen Friedhöfen führe ich Folgendes an: Die schlesischen sind in Anlage und Keramik den Lausitzern ähnlich. Aber es giebt doch Unterschiede, wodurch wir die schlesische Gruppe als eine besondere charakterisiren können. Als Eigenthümlichkeiten seien erwähnt mit Graphit geschwärzte und farbig bemalte Gefäße; die inwendig am Boden der flachen Schalen gezeichneten Strichornamente, welche in Schlesien gebräuchlich sind, fehlen bei uns gänzlich. — Ebenso herrscht im Wesentlichen eine Übereinstimmung mit den Urnenfeldern im Königreich Sachsen. So sind die Hauptornamente ähnlich, mehrfächrige und Doppelgefäße, Thonklappern in Flaschenform und Vogelgestalt sind auch hier vorhanden; manche Urnenfelder sind ebenfalls sehr eisenarm, aber ein abweichender Charakter spricht sich darin aus, daß die Buckelurnen im Großen und Ganzen nicht so häufig sind, die Zahl der thönernen Beigaben eine geringere ist, die mit Graphit geschwärzten Urnen noch seltener als in der Lausitz vorkommen &c.

Nach diesen angegebenen Anhaltspunkten und genauer Vergleichung werden die Urnenfelder an der Grenze auseinander zu halten sein. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß sowol ein Übergang zwischen nahewohnenden Volksstämmen in Betreff der Begräbnißweise, als auch ein Handel mit Töpferwaaren höchst wahrscheinlich stattgefunden haben.

Im Vorhergehenden habe ich die geographische Ausdehnung der Urnenfriedhöfe mit Lausitzer Typus in den Kreis unserer Besprechung gezogen: es dürfte nunmehr an der Zeit sein, der Frage näherzutreten: „Welcher germanische Stamm wohnte hier?“

Man hat sich lange mit Citaten aus griechischen und römischen Autoren herumgestritten, welche Gegenden Deutschlands die einzelnen Stämme der Germanen einst inne hatten. Heut zu Tage hat sich in Gelehrtenkreisen die allgemeine Ansicht Bahn gebrochen, daß zwischen Elbe und Oder in einem Theil der heutigen Mark Brandenburg die Semnonen saßen. Man nimmt an, daß speciell die Niederlausitz, der Fläming, die Gebiete an der Havel und Spree von diesem Volke besetzt waren. Tacitus [1]) preist bekanntlich die Semnonen als die ältesten und edelsten der Sueben. Die schriftstellerische Üeberlieferung besagt uns leider nicht, wo die eigentlichen Grenzen derselben lagen. Ist es also richtig, — auch Virchow neigt sich dieser Ansicht zu — daß in unseren Distrikten die alten Semnonen wohnten, so würde die archäologische Forschung im Hinblick darauf, daß wir hier eine einheitliche Begräbnißweise vor uns haben, allerdings im Stande sein, die ehemaligen Grenzen anzugeben. Aus allem, was uns von den Semnonen überliefert ist, läßt sich entnehmen, daß sie ein mächtiger ausgebreiteter Volksstamm waren. Dies wird durch die neuern Ausgrabungen bestätigt.

Nachdem ein Mal unsere Forschungen so weit gediehen sind, sehe ich keinen Grund, warum wir nicht den Versuch machen sollten, die Ausgrabungsresultate mit den schriftstellerischen Angaben in Einklang zu bringen. Wir müssen endlich damit anfangen und zusehen, wie weit wir kommen. Selbst-

1) vergl. Tacit. German. Cap. 39. „Vetustissimos se nobilissimosque Sueborum Semnones memorant.“

verständlich liegt die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens klar zu Tage. Ich glaube aber, daß wenn erst ein fester Punkt in dieser Richtung gewonnen ist, auch die ehemaligen Wohnsitze der anderen Stämme sich leichter werden bestimmen lassen. Seit Jahren bemühe ich mich, die Lage des Nationalheiligthums der Sueben, welches nach Tacitus ausdrücklicher Angabe im Lande der Semnonen sich befand, näher festzustellen. Das Auffinden dieses Ortes würde in der That ein wichtiger Anhaltspunkt sein. Ob wir es freilich jemals zu einer vollständigen Sicherheit in der Grenzbestimmung aller germanischen Stämme auf Grund archäologischer Studien bringen werden, ist zweifelhaft. Es wäre jedoch schon sehr viel werth, wenn wir die Lage der Hauptstämme genauer fixiren könnten. Ich führe zur besseren Orientirung hier an, daß zu Tacitus Zeiten an die Semnonen grenzten im Westen die Hermunduren, im Süden ein Theil der Hermunduren und Marcomannen, im Osten die Lugier, im Norden ein Theil der Longobarden und kleinere nordsuebische Völker.

Wer auch die anderen der Lausitz benachbarten Urnengruppen in Betracht zieht, dem entgeht nicht, daß eine große Ähnlichkeit der Bestattung darin zu erkennen ist. In den einzelnen Gegenden sind jedoch lokale Verschiedenheiten bemerkbar, so daß man dieselben nicht einem großen Volksstamm allein zuschreiben kann. Wol aber wird man in Anbetracht der germanischen Zeit n. Chr. unwillkürlich auf den innigen Völkerbund hingeführt, welcher unter den suebischen Stämmen statt hatte. Von ihnen berichtet Tacitus, daß sie den größten Theil des östlichen Germaniens bewohnten und daß sie nicht ein einziges Volk, sondern in verschiedene Stämme getheilt seien. Aber er betont vor Allem die verwandschaftlichen Verhältnisse, die gleichmäßige Tracht sowie die Übereinstimmung der religiösen Sitten und Gebräuche. Das Zusammenkommen aller Gesandten der Suebenstämme nach der im Semnonenlande gelegenen Nationalopferstätte ist ein starker Beweis, wie innig das religiöse Band sein mußte, welches alle Suebenstämme umschlang. Mit dem religiösen Glauben hing aber in der Urzeit die Begräbnißweise auf das Innigste zusammen. Ich bin daher der Ansicht, daß die Ähnlichkeit der Urnenfriedhöfe die einstige Existenz des

Suebenverbandes bestätigt und daß die bestimmt lokalisirten Urnenpruppen den verschiedenen Stämmen der Sueben zuerkannt werden müssen.

Diese religiöse Zusammengehörigkeit der Suebenstämme bringt mich im weiteren Sinne noch auf die Besprechung eines anderen Punktes. Man hat die Hypothese einer indogermanischen Völkerfamilie aufgestellt. Die Resultate der sprachvergleichenden Forschung sprechen für deren Richtigkeit. Aber auch durch Schwartz Untersuchungen über indogermanische Mythologie wird immer klarer, daß unter diesen Stämmen nicht nur in Bezug auf häusliches Leben, Ackerbau und gewerbliche Thätigkeit, sondern auch in Bezug auf religiöse Gebräuche und Vorstellungen bei ihrem Zusammenleben in der Urzeit analoge Anschauungen herrschten. Und wie wir überhaupt in Betreff der Urzustände des Menschengeschlechtes unsern Blick nach Asien richten müssen, — dort muß man später vorzugsweise graben — so müssen wir auch hinsichtlich der germanischen Vorzeit Indien zur Vergleichung heranziehen. Indiens Mythologie erklärt Vieles in der deutschen Sagengeschichte. Indien ist aber auch das Land, wo so manche uralte Gebräuche seit den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart unbeeinflußt von der Neuzeit sich in ihrer Ursprünglichkeit erhalten haben. Noch heutigen Tages herrscht daselbst die Leichenverbrennung und im Hinblick darauf dürfte gewiß es Manchem weniger wunderbar erscheinen, warum — auch die Germanen ihre Todten verbrannten.

Cap. X.

Schlußfolgerungen und Resultate.

Ich habe mir in diesem Capitel vorgenommen, die Schlußfolgerungen, welche sich aus den Gräberfunden ziehen lassen, im Zusammenhang vorzuführen.

Es interessirt vor allen Dingen, zu wissen, was Tacitus, derjenige Schriftsteller, welcher uns in gedrängter Kürze die wichtigsten Nachrichten über unsere Altvordern mittheilt, von der Todtenbestattung der Germanen sagt. Wir lesen im 27.

Capitel seiner Germania: „Bei Leichenbegängnissen zeigen sie keinen Ehrgeiz. Darauf allein achten sie, daß die Leichname berühmter Männer mit bestimmten Holzarten verbrannt werden. Den Holzstoß decken sie nicht mit Gewändern und Wohlgerüchen. Jedem werden seine Waffen, Einigen auch ihr Pferd ins Feuer beigegeben. Ein Rasenhügel erhöht des Grabmal. Der Denkmäler stolze und mühevolle Ehre verschmähen sie als lästig für die Todten, Wehklagen und Thränen enden sie bald, Schmerz und Trauer spät. Den Frauen ziemt es zu klagen, den Männern eingedenk zu bleiben." Tacitus bestätigt hierdurch, daß die Germanen ihre Todten verbrannten und somit stehen unsere Gräberfunde mit seiner Angabe im Einklang. Aber dieses Capitel der Germania trifft ein zweifacher Vorwurf; es ist zu allgemein gehalten und geht zu wenig auf die speciellen Begräbnißgebräuche ein. Beides berichtigen unsere Forschungen.

Wir wissen aus den allerorts angestellten Ausgrabungen Deutschlands, daß die Leichenverbrennung nicht bei allen germanischen Stämmen statt hatte.

Gerade in Betreff der Begräbnißart können wir dem Tacitus nachweisen, daß er manche Sitte, die nur bei einzelnen Stämmen Brauch war, verallgemeinerte. Wir haben bereits unläugbare Beweise, daß in einigen Gegenden Deutschlands nur Beerdigung, in einigen daneben auch Leichenverbrennung gebräuchlich war. So sind in dem Theil der Mark Brandenburg, welcher die Altmark und Priegnitz umfaßt, in germanischen Gräbern auch unverbrannte Skelette entdeckt worden. Wir haben oft kaum bei einem Einzelstamme einen durchgängigen Begräbnißbrauch, geschweige denn bei einer aus vielen Stämmen zusammengesetzten Nation. Aber auch sonst finden wir bei den verschiedenen Völkern des Alterthums nicht eine allgemeingültige Bestattungsart. Berühmt ist die Stelle des Lucian [1]), wo er sagt: der Grieche verbrannte, der Perser begrub 2c. Die Griechen verbrannten allerdings auch ihre Todten und doch wissen wir, daß man in Sparta stets beerdigte.

Erweist sich also die Mittheilung des Tacitus als eine zu allgemeine, welche nicht auf Treu und Glauben für jeden ein=

---

1) vergl. de luctu Cap. 21.

zelnen Stamm anzunehmen ist, so vermissen wir andrerseits eine specielle Schilderung des Begräbnißritus. Nur ein Paar abgebrochene Notizen erfahren wir. Der Alterthumswissenschaft blieb es vorbehalten, uns auch darüber Aufklärung zu verschaffen. Wir vermögen uns aus den zahlreichen Gräberfunden die Bestattungsweise zu reconstruiren und können uns im Großen und Ganzen ein anschauliches Bild von dem Gange einer prähistorischen Leichenverbrennung machen.

An welchem Tage nach dem Tode, zu welcher Tageszeit die Leichenverbrennung stattfand, wie lange sie andauerte, ob man den Leichnam nach dem Friedhof trug oder auf einem Wagen fuhr, — über diese und andere Begräbniß-Ceremonien geben uns freilich die Ausgrabungen keinen detaillirten Aufschluß, aber wir können uns doch vergegenwärtigen, wie der Todte auf dem errichteten Holzstoß liegt, umgeben von einer Schaar Leidtragender, wie die Flammen den Leichnam verzehren, wie nach dem Brande die Verwandten nahen, um die Knochenreste zu sammeln und zerkleinert mit Schmucksachen und Lieblingsgegenständen in die Todtenurne zu packen, wie die Leidtragenden die gefüllte Urne in das frische Grab betten, mit Steinen und Beigaben umstellen und am Schlusse der Beisetzung einen Erdhügel aufwerfen. Mochte ein solches Begräbniß weniger feierlich sein als heute? Wol kaum. Nicht minder mögen die Leidtragenden gewehklagt haben, nicht minder Thränen den Augen der Trauernden entquollen sein, — denn heute! Das prähistorische deutsche Gemüth war gewiß — dasselbe. Ja, in den germanischen Gräbern offenbart sich ein edler Sinn. Wie schlicht und einfach nehmen sich diese aus gegenüber den prunkvollen Gräbern anderer Länder. Nicht großartige Monumente errichtete man den Verstorbenen, solche Bauten verschmähten sie als lästig für die Todten. Ein einfacher Rasenhügel von Steinen umstellt bezeichnete die Grabstelle. Ehrfurcht ergreift uns, wenn wir nach Öffnung eines Grabes sehen, mit welcher Pietät man die Dahingeschiedenen bestattet hat. Wir gewinnen einen Blick in das tiefe Gemüthsleben der damaligen Bewohner unseres Landes. Diese sorgsame Begräbnißweise steht in inniger Beziehung zu dem religiösen Cultus der Germanen; die Religion machte rührende Sorgfalt und

Pietät gegen die Todten zur Pflicht. Was dem Verstorbenen im Leben lieb und theuer war, Schmucksachen und Geräthe zum Gebrauch für das jenseitige Leben, das gab man dem lieben Todten mit. Die Gräber der Verstorbenen waren heilig; die Graburnen zu plündern oder zu zerstören, hielt der Germane für einen Frevel.

Ich rufe ins Gedächtniß zurück, daß es auch Sitte war, zu Ehren des Dahingeschiedenen Thiere zu opfern und ein Leichenmahl zu begehen. Ob auch Menschen dabei geopfert oder mit verbrannt wurden, entzieht sich des strikten Beweises [1]). Ich kenne keine schriftstellerische Notiz, die darauf hindeutete und wüßte keinen Fund, aus dem man dies folgern könnte. Trotzdem läßt sich das Mitverbrennen von Menschen im Hinblick auf den indischen Brauch nicht in Abrede stellen.

Ich entwarf soeben ein allgemeines Bild der Bestattungsweise; im Einzelnen gestaltet sich dasselbe hier und da etwas anders. Wer Gelegenheit hat zu beobachten, wie eine allgemeine Volkssitte in jedem Kreise, fast in jedem Dorfe kleine Nüancirungen darbietet, der kann sich auch nicht wundern, daß wir in den Gräbern an manchen Orten auf Abweichungen stoßen. Die Anordnung der Todtenfeier und der Beisetzung war je nach Geschmack und Wohlhabenheit verschieden. Hier wurde der Reiche mit edleren Holzarten verbrannt, dort dem Armen ein Scheiterhaufen aus gewöhnlichem Fichtenholz errichtet; hier verbrannte man die Todten an Ort und Stelle des Grabes, dort auf allgemeinen Ustrinen; hier verbrannten die Einen den Leichnam mit sammt den Schmucksachen, dort legten die Anderen diese erst nach dem Brande zu dem Gebein; hier gab man viel mit — aus Wohlhabenheit, dort wenig — aus Armuth; hier deckte man die Graburne mit einem Deckel, dort mit einem Stein; hier umpackte man die Knochenurne mit mächtigen Steinen, dort setzte man sie frei in die Erde; hier wurde dem Angesehenen ein hoher Erdhügel [2]) aufgeworfen, dort dem Niedrigen nur eine kleine Erhöhung zu Theil. An

1) In nordischen Sagen wird das Mitverbrennen von Wittwen und Dienstpersonal erwähnt.

2) Dies fand jedenfalls immer statt, aber im Allgemeinen scheinen die sehr ausgedehnten Friedhöfe mit mächtigen Hügeln mehr einer frühgermanischen Zeit anzugehören; das dichtere Begraben wurde eine spätere Sitte.

diesem Familienbegräbniß gruppirte man die Urnen der Angehörigen im Kreise, an jenem setzte man sie schichtenweis über einander. In dieser Gegend feierte man das Leichenessen auf oder neben dem Friedhof, in einer anderen zu Hause oder auch auf der nahegelegenen Opferstätte: Alles dies sind nach meiner Auffassung nur individuelle Verschiedenheiten derselben Begräbnißweise desselben Stammes.

Die Urnenfunde sagen uns aber noch mehr. Sie gewähren uns eine vollkommene Übersicht der damaligen Töpferkunst, welche unsere ganze Hochachtung herausfordert. Wir dürfen natürlich die Kunstleistungen jener Zeit nicht mit demselben Maßstab messen, wie die der Gegenwart. Für die prähistorische Zeit ist die technische Herstellung der Thongefäße bewundernswerth, um so bewundernswerther, weil sie meist aus freier Hand geformt sind. Moderne Töpfer, welche eine große Menge der Lausitzer Thongeräthe beisammen sahen, konnten ihre Bewunderung nicht unterdrücken über die vollendete Technik. Und in der That zeugen dieselben von außerordentlicher Geschicklichkeit und bestem Geschmack; sie verrathen eine große Anmuth und Zierlichkeit der Formen. Wir modernen Lausitzer können gewiß stolz sein auf das Urtheil Undsets, dieses weitgereisten Archäologen, der vieler Länder Urnen und Thongefäße gesehen hat, wenn er im Hinblick auf unsere Gegend sagt: „In ganz Nordeuropa scheint die keramische Industrie nirgends eine höhere und reichere Entwicklung erfahren zu haben als in der Lausitz“ [1]). Wenn auch in anderen Gebieten ähnliche Gefäße vorkommen, im Westen und Nordwesten der Mark schöne Urnen mit Mäanderverzierung und in der Posenschen und Westpreußischen Gruppe die Gesichtsurnen besonders hervorragen, so herrscht doch in der Lausitz noch eine größere Mannigfaltigkeit der Entwicklung. Das eigenartigste Produkt der Lausitz sind wie erwähnt die Buckelurnen. Voll Lobes spricht Friedel von ihnen[2]): „Hier ist wol das Vorzüglichste in der edlen Kunst der Keramik geleistet. Was das nordeuropäische Heidenthum von Irland, Wales und Bretagne ab bis in die fernsten Ge-

1) vergl. Undset in dem obengen. W. S. 183.

2) vergl. Friedel: Die Eisen-, Bronce- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung S. 27.

genden Nordrußlands zu schaffen vermocht hat, Feinheit des Geschmacks, geschickte Verarbeitung des Rohstoffes und Vollendung der Form treffen zusammen.“ Wie der Cultus überhaupt in der prähistorischen Zeit, so gab hier die Anfertigung der Graburnen künstlerische Anregung. Man kann in dem Thongeräth eine allmälige Vervollkommnung bis zu dem großen Aufschwung der germanischen Töpferei um Christi Geburt verfolgen. In dieser Blüthezeit offenbart sich darin eine eigenartige Mode, ein besonderer Kunststyl. Dieses Blüthezeitalter der Lausitzer Keramik ging freilich zur Zeit der Völkerwanderung wieder zu Ende. Eine slavische Töpferkunst bildete sich danach aus. Wenn wir beide Arten in Vergleich ziehen, so müssen wir zwar zugeben, daß die Töpferei zu slavischer Zeit eine größere Mannigfaltigkeit der Formen und Ornamente aufweist, doch steht sie unbestritten der germanischen Töpferkunst an Feinheit der Technik und Eleganz der Formen bei weitem nach.

Speciell die thönernen Beigaben der Gräber sind deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie uns einen Begriff geben von dem Geschirr des germanischen Hauses. Während man von den Urnen und dem größten Theil der Thonbeigaben nicht annehmen kann, daß sie bereits vorher im Haushalt verwendet wurden, — sie dienten eben nur zum Zwecke des Todtencultus, — so repräsentiren uns doch die Beigaben ohne Zweifel die Formen und Gestalten der im praktischen Leben wirklich benutzten Geräthe, wie sie zum Essen und Trinken, Aufbewahren von Flüssigkeiten und Speisen ꝛc. täglich in Gebrauch waren. Größere Sammlungen solcher Gegenstände lassen uns einen Blick thun in die Küche der germanischen Hausfrau. Wir sehen dort ähnliche Gefäße wie heute, Kännchen, Näpfchen, Krüge, kleine Löffel ꝛc., sogar der Tiegel fehlt nicht. Und diese von Alters her üblichen irdenen Geräthe waren bei ihnen, wie Tacitus angiebt, ganz ebenso in Gebrauch wie die silbernen, welche ihren Gesandten und Fürsten zum Geschenk gemacht wurden.

Ich habe zu wiederholten Malen große Verwunderung darüber aussprechen hören, daß die gesammten Thonsachen mit den unsrigen so große Ähnlichkeit hätten. Die Erfahrung jedoch, daß manche technische Fertigkeiten sich mit großer Hartnäckigkeit

durch lange Zeiträume erhalten und daß gewisse Geräthschaften für die Bedürfnisse des Menschen in ähnlicher Weise immer wieder gefertigt werden, macht man bei dem Studium der Anthropologie allenthalben. Wir haben längst kennen gelernt daß ganz ähnliche, gradezu identische Steingeräthe, wie z. B. Pfeilspitzen, von den verschiedensten Völkern unabhängig von einander gefertigt werden. Dasselbe gilt auch in der Keramik. Schalen, Krüge, Tassen, Löffel sind zu allen Zeiten nothwendig. Nicht selten allerdings wundert man sich, daß anscheinend ganz einfache Sachen gerade zu einer bestimmten Zeit vermißt werden. So habe ich z. B. noch an keinem prähistorischen Lausitzer Thonprodukt einen Schnabel am Rande bemerkt, der doch unsrer modernen Töpferei so geläufig ist.

Überblicken wir noch ein Mal die Gleichartigkeit der Gefäßformen, so erhalten wir unwillkürlich den Eindruck, daß die Thonwaaren fabrikmäßig angefertigt wurden. Es müssen in der That schon zur germanischen Zeit wirkliche Töpfereien existirt haben. Es ist bisher noch nicht möglich gewesen, eine solche mit Sicherheit ausfindig zu machen; wir werden sie jedenfalls dort suchen müssen, wo ein gutes Thonlager in der Nähe ist. Schon öfters habe ich von Crinitzer Töpfern gehört, daß man auf Fundstätten in der Nähe des Dorfes gestoßen sei, welche ganz anders gestaltete und gebrannte Topfscherben enthielten. Ich habe leider derartige Stellen hinsichtlich der Art des Thongeräths noch nicht genau prüfen können. — Wenn wir nun auch annehmen müssen, daß durch den Handel — wir haben dafür die vollgültigsten Beweise, — Thongefäße weit und breit nach den entlegensten und verschiedensten Gegenden zerstreut wurden, so ist mir doch aufgefallen, daß in gewissen Strichen der Lausitz, abgesehen von der Ähnlichkeit im Großen und Ganzen, lokale Verschiedenheiten im Kleinen wiederkehren. Manche Distrikte haben ihre Eigenheiten in der Gestalt, manche ihre Besonderheiten in der Verzierung ꝛc. So ist speciell in meiner Umgegend mir klar geworden, daß ein bestimmter Formenkreis von Gefäßen das jetzige Töpferdorf Crinitz umgiebt.

Die Urnenfelder als solche ermöglichen noch weitere Schlußfolgerungen. Den Satz kann Niemand bestreiten, daß dort, wo heute ein prähistorischer Friedhof vorhanden ist, früher ein

germanisches Dorf in der Nähe gestanden hat. Nicht recht glaublich ist es, daß unsere Vorfahren Stunden- oder Meilenweit von ihren Wohnstätten entfernt bestattet hätten. Dann würden gewiß der Urnenfelder sehr wenige zu finden sein. Aber es giebt gerade auffallend viele und sehr nahe an einander gelegene. Die Gräberfelder sind uns somit ein untrügliches Zeugniß für die Seßhaftigkeit des Volkes und für das Zusammenwohnen in Dörfern. Aus ihrer großen Zahl erhellt, daß die Lausitz zur germanischen Zeit strichweise schon stark bevölkert war. Dorf an Dorf mußte sich reihen. Es bestanden zweifellos viel mehr kleinere Ortschaften als heut zu Tage. Und das ist ganz erklärlich. Da es eigentliche Städte zu Tacitus Zeiten in Deutschland nicht gab, — eine Mittheilung dieses Schriftstellers, welche sich durchaus bestätigt, weil auch in späteren Jahrhunderten die Germanen eine entschiedene Abneigung gegen das Wohnen in Städten hatten, — so ist es schon von vornherein wahrscheinlich, daß das platte Land damals reicher an Niederlassungen war. Doch hören wir den Tacitus selbst, was er von den Wohnplätzen der alten Deutschen in Cap. 16. der Germania sagt: „Daß die Völker Germaniens nicht in Städten wohnen, ist hinlänglich bekannt; nicht ein Mal untereinander verbundene Wohnsitze mögen sie leiden. Sie wohnen getrennt und zerstreut, je nachdem eine Quelle, ein Feld oder ein Hain ihnen gefällt. Dörfer legen sie nicht an nach unserer Weise mit verbundenen und aneinander stoßenden Gebäuden; sein Haus umgiebt Jeder mit einem freien Platz, sei es als Schutzmittel gegen Feuersgefahr, sei es aus Unkunde im Bauen." Die Tacituserklärer haben über diese Stelle sich vielfach gestritten; haben doch Einige das Bestehen von wirklich zusammenhängenden Dorfstätten ganz läugnen wollen. Und doch hebt Tacitus in Cap. 19. ausdrücklich hervor, daß die Ehebrecherin mit Schlägen „durch das ganze Dorf" getrieben wurde. Hier ist also von einem zusammenhängenden Dorfe mit einer durchgehenden Gasse die Rede, wie auch die Urnenfelder unzweifelhaft auf größere Complexe von Wohnhäusern hindeuten. Die Gebäude freilich stießen nicht dicht zusammen, das war damals wie heute. Abgesehen von wirklichen Dörfern geht aus dem Auffinden von Einzelgräbern aber

auch hervor, daß abseits der Ortschaften, frei im Felde, isolirt stehende Gehöfte vorkamen.

Wie sollen wir uns ferner die Existenz mehrerer Todtenäcker in der Nähe eines heutigen Dorfes erklären? Die Deutung liegt nahe, daß nachdem ein Friedhof besetzt war, ein anderer angelegt wurde; denn da anscheinend die beigesetzten Urnen nicht zerstört werden durften, also eine wiederholte Benutzung wie auf unseren Kirchhöfen nicht möglich war, so mußte aus Mangel an Raum nothgedrungen ein anderer geeigneter Boden aufgesucht werden. Indeß wir können uns auch denken, daß bei ausgedehnter Lage eines Dorfes ein Theil der Bevölkerung an dieser, der andere an jener Seite begrub, wie dies ja heute noch bei umfangreichen Orten der Fall ist.

Diese Erörterung führt uns unwillkürlich zu der Frage: Können wir aus der Größe des Urnenfeldes einen Rückschluß machen auf die Größe des Dorfes? Dem widerstreite ich. In der Nähe eines alten Dorfes mußte natürlich bei hinreichend zur Verfügung stehendem Raum allmälig ein sehr gräberreicher ausgedehnter Friedhof entstehen. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß die Größe der germanischen Dörfer variirte wie zur Jetzzeit.

Ebenso ist auch die Zeit verschieden, in der die Friedhöfe angelegt werden. Der Natur der Sache nach vermehrte sich mit der zunehmenden Bevölkerung die Zahl der Dorfstätten. Müssen wir uns somit die Dörfer in verschiedener Zeit angelegt denken, so gilt dasselbe von den dazu gehörigen Friedhöfen. In manchen Distrikten mag sich die Leichenverbrennung ziemlich lange nach Chr. Geburt hingezogen haben. Licht auf diesen Punkt wirft ein Verbot [1]) Karl des Großen bei den Sachsen vom Jahre 785: „Wenn Jemand einen Leichnam nach heidnischer Weise dem Feuer aussetzt und die Gebeine zu Asche verbrennt, der wird mit dem Tode bestraft.“ Also noch im achten Jahrhundert war bei den alten Sachsen Leichenverbrennung üblich, einem Volksstamm allerdings, der bekanntlich mit größter Zähigkeit an den alten Sitten und religiösen Anschauungen festhielt. Die Möglichkeit liegt hiernach vor, daß

1) vergl. Capitul. Paderb. a 785. Cap. VII.

die Lausitzer Urnenfelder in chronologischer Beziehung Jahrhunderte lang auseinanderliegen. Und das ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, wenn uns Abweichungen aufstoßen. So erklärt es sich, warum auf manchem Kirchhof nur Bronce, auf manchem vorwiegend Eisen sich findet, warum auf ein und derselben Stelle neben Bronce auch schon Eisen auftritt; so erklärt sich auch die Nachbarschaft feinerer und gröberer Gefäßformen. Man kann sicherlich an einzelnen Punkten an der Art des Thongeräths erkennen, welches der ältere und welches der jüngere Theil des Begräbnißplatzes ist, und hieraus die allmälig fortschreitende Vervollkommnung der Keramik ersehen. Nur mache ich auf den Irrthum besonders aufmerksam, zu glauben, jedes gröbere Gefäß müßte nun durchaus einer frühern Zeit angehören. Wie wir bestimmt durch die Erfahrung gelernt haben, daß zur Metallzeit noch Steingeräthe in Gebrauch waren, so wurden zweifelsohne neben kunstvollen Gefäßen auch in späterer Zeit noch gröbere fabricirt. In Folge dessen können wir aus der gröberen und feineren Art des Topfgeräths, insofern uns nur ein einzelnes Exemplar zur Beurtheilung vorliegt, mit Sicherheit keine chronologischen Schlüsse ziehen.

Um mich vor dem Vorwurf zu verwahren, als wenn ich schließlich alle Lausitzer Urnengräber unter einen Hut bringen wollte, füge ich dieser Betrachtung über die Altersverschiedenheit der Friedhöfe hier noch an, daß ich Abweichungen von dem gewöhnlichen Typus durchaus nicht bestreite. Wir müssen uns bei zukünftigen hoffentlich im größeren Maßstabe angestellten Ausgrabungen darauf gefaßt machen. Es ist selbstverständlich, daß während der langen Zeitperiode, wo in der Lausitz Leichenverbrennung geübt wurde, sich manche Veränderung vollzog, nicht nur in Betreff der Nutzanwendung der Metalle, sondern auch in der Form des Thongeräths. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß zur Zeit der Völkerwanderung eine Verschiebung der einzelnen Stämme stattfand und die Lausitz hier und da eine transitorische Bevölkerung erhielt. Nur eine genaue Würdigung der gesammten Fundverhältnisse kann in abweichenden Fällen das richtige Verständniß bringen. Ich führe z. B. ein Urnenfeld an, welches zum Lausitzer Typus eine exceptionelle Stellung einnimmt; dies ist eins von den Gräberfeldern

bei Ragow, welches zwar auch durchweg Leichenbrand und Beisetzung der Knochen in Thongefäßen zeigt, aber die Metallbeigaben bestehen in Eisensachen und einer silbernen Nadel; besonders weicht die Form der dortigen Urnen von dem gewöhnlichen Lausitzer Thongeräth ab. Virchow setzt deshalb dieses Gräberfeld in Anbetracht des Zusammenfindens von Eisen und Silber in die Zeit vor der Völkerwanderung; er hält es für jünger als die Anderen.

Noch über einen anderen Punkt geben uns die Urnenfelder Aufschluß. Ich habe Nachforschungen angestellt über die Häufigkeit der Urnenfelder und gefunden, daß gerade in den Flußniederungen und in der Umgebung fruchtbarer wasserreicher Brüche die meisten Todtenäcker dicht gedrängt vorhanden sind. So z. B. haben wir rings um den südlich der Stadt Luckau gelegenen Busch, welcher circa 1½ Stunden lang und breit ist, eine auffallende Zahl von Gräberstätten. Dieses Moor, durchzogen von vielen kleinen Gräben der Berste, welches heute noch trotz der Abzugskanäle fast in jedem Jahr überschwemmt, war früher Wald und ganz zu vergleichen einem kleinen Spreewald. Ebenso läßt sich nachweisen, daß in der Spreewaldsgegend, in der Neißegegend, in der Gegend der schwarzen Elster, der Dahme ꝛc., die Urnenfelder am dichtesten liegen. Sie sind gewissermaßen die ehemaligen Centralpunkte der Niederlassung, in deren Umgebung sich peripherwärts immer neue Ansiedelungen bildeten. Diese Thatsache führt uns zu einer ganz anderen Anschauung von den Wohnsitzen unserer Vorfahren, als sie bisher gangbar war. Noch kann man in einschlägigen Schriften bis in die neueste Zeit die Ansicht verfolgen, daß die Germanen lieber auf dem Hochplateau, auf dem höheren Terrain, welches aus Waldblößen und spärlich bewachsenen Flugsanddünen bestand, sich ansiedelten; dagegen hätten die Wenden mehr in den Niederungen, an Seen und Flüssen gewohnt. Ich bestreite diese Ansicht als eine irrige. Die Lage der Urnenfelder zeigt uns klar und deutlich, daß zur germanischen Zeit besonders die Flußniederungen am meisten besiedelt waren, daß die alten Deutschen sehr wohl guten Boden und gute Weide zu schätzen wußten. Zur Stütze meiner Ansicht führe ich an, daß gerade höhergelegene Orte, welche erst spät urbar gemacht wurden, der

Urnenfelder entbehren. So liegt z. B. zwischen Luckau und Lübben der sogenannte Dubener Berg, eine ausgebreitete Landerhöhung. Das ganze Terrain, früher von Kiefern bewachsen, im wesentlichen Sandboden, arm an Wasser, ist erst in diesem Jahrhundert von dem Gutsbesitzer Zernack urbar gemacht worden. Keine Spur hat sich gefunden, daß dieses Terrain schon vorher ein Mal beackert worden wäre und trotz sorgfältiger Nachforschungen ist dort kein Gräberfeld zu entdecken. Ebenso habe ich die Beobachtung gemacht, daß heute noch waldreiche, sandige, im allgemeinen unfruchtbare Gegenden relativ arm an germanischen Kirchhöfen sind.

Wie ich vorher erwähnt habe, kommen auch einzelne Urnenfriedhöfe in jetzt bewaldeten und versumpften Orten vor. Letztere sind uns ein Beweis, daß auch diese Punkte früher besiedelt waren. Dazu kommt, daß man zuweilen in deren Nähe alte Spuren von Ackerbestellung bemerkt. Freilich sind die zu ihnen gehörigen Dörfer mit der Zeit verschwunden und Bodenveränderungen daselbst vor sich gegangen. So werden uns die Graburnen stumme Zeugen für die Reichhaltigkeit der Ansiedelungen zur germanischen Periode unserer Lausitz, ja wüßten wir die Lage eines jeden Todtenackers, so hätten wir ein genaues Bild der ehemaligen Besiedelung.

Ich habe schließlich in weiterer Ausdehnung das Augenmerk gerichtet auf die Entfernungen der Urnenfelder von unseren heutigen Dörfern. Auch diese Untersuchung führte zu Schlüssen, welche im Widerspruch stehen mit der gewöhnlichen Anschauungsweise. Ich fand die meisten derselben in unmittelbarster Nähe der jetzigen Dorfstätten. Ihre Entfernung beträgt durchschnittlich 5—20 Minuten. Diese Thatsache ist auffallend und unwillkürlich stellt sich die Vermuthung ein, daß die Kirchhöfe zu diesen Dörfern auch gehörten. Aber, sagt der Sprachforscher, dies kann nicht sein, sie tragen ja gut slavische Namen, sie müssen deshalb aus der slavischen Periode herstammen. Eine solche Beweisführung ist nicht richtig; es ist eine unkritische und fehlerhafte Sitte, aus dem Namen des Ortes auf sein Alter zu schließen. Derartige Schlüsse sind durchaus trüglich in Länderstrichen, wo ein Wechsel der Bevölkerung sich ereignet hat. Hier muß man sehr vorsichtig sein bei der Orts-

namenforschung. Wie man sich im Süden zwischen Kelten und Germanen streitet, so bei uns in dieser Beziehung zwischen Germanen und Slaven. Stecken in den Namen Stammworte der ältesten Bevölkerung, so sind uns diese natürlich werthvoll. Aber man kann nicht ohne Weiteres sagen, dieser Ort ist angelegt zur Zeit dieser Bevölkerung, denn er führt einen solchen Namen. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß der betreffende Ort schon früher existirte und die neue Bevölkerung ihn nur anders benannte. Ein solches Verhältniß bietet die Lausitz dar.

Unter den Lausitzer Dorfnamen giebt es eine große Menge von Namen, die ächt slavisch sind, außerdem aber auch gut deutsche Bezeichnungen. Nun muß man aber wissen, wie diese Namen entstanden sind. Die im 6. Jahrhundert einrückenden Slaven haben als Herren des Landes die sich vorfindenden Dörfer größtentheils in ihrer Sprache benannt. Namen, in denen die Wurzeln gora (Berg), lug (Aue), bor (Kiefer), zito (Korn) ꝛc. enthalten sind, müssen wir als slavische anerkennen. Und weiter zur Zeit der Regermanisirung wurden die slavischen entweder corrumpirt (z. B. aus Strozisco wurde Strohschütz) oder einfach ins Deutsche übersetzt. Zuweilen traten an Stelle der wendischen auch ganz neue Benennungen nach den Eigenthümlichkeiten des Dorfes. Niemand wird Bedenken tragen, daß Namen, wie Freiwalde, Schönewalde, Reichwalde ꝛc. aus neudeutscher Zeit herrühren. Wollte man daraus folgern, diese Orte verdanken deshalb ihre Entstehung erst einer späteren Zeit, so ist dies falsch. Um nur ein Beispiel von vielen anzuführen, so müßte nach dem heutigen Namen zu urtheilen Finsterwalde ziemlich spät angelegt sein, und doch wissen wir, daß dieser Ort zur Wendenzeit Grabin hieß. Die bloße Worterklärung ist also hinsichtlich des Ursprungs eines Ortes nicht stichhaltig. Bei vielen Dörfern mit wendischen Bezeichnungen liegen germanische Urnenfelder in der Nähe und daraus ziehe ich die Folgerung, daß diese Stätten bis in die germanische Zeit zurückdatiren. Sehen wir uns die einzelnen Dorflagen näher an, so gebührt ihnen das Lob, daß sie gut gewählt sind. Nach Tacitus Angabe achteten die Germanen bei der Wahl des Ortes auf Wasser, Wald und guten Boden. Erinnern wir uns ferner daran, daß die Urnenfelder am häufigsten die

Flußniederungen begleiten, so erkennen wir erst recht, daß die Nähe von Wasser, Wiesen und fruchtbarem Boden für die Urbewohner unseres Landes eine Lebensfrage war.

Wenn heute eine Menge von germanischen Dorfstätten verschwunden sind — dies deuten die Gräberfelder an, in deren Nähe jetzt kein Dorf mehr liegt — so ist dies nicht befremdend. Die Slaven wählten sich bei ihrer Einwanderung die günstigsten Plätze aus. Das weite Auseinanderwohnen in vielen kleinen Dörfern erwies sich mit der Zeit als unbequem. Man zog sich in größere Orte zusammen. Ich bestreite dabei natürlich nicht, daß sowol in der wendischen Zeit als zur Zeit der Regermanisirung auch neue Dörfer sich entwickelten. Nur den heutigen Dorfstätten, in deren unmittelbarer Nachbarschaft germanische Urnenfelder liegen — und dies sind die größte Zahl, — möchte ich das Privilegium wiederverschaffen, schon zur Germanenzeit existirt zu haben.

Abgesehen von dieser Wahrscheinlichkeitsannahme kann ich aber auch einige positive Beweise geben. Ich habe zu wiederholten Malen aus der unmittelbarsten Nähe der heutigen Dörfer germanisches Topfgeräth zu Gesicht bekommen. Der Hofraum und die hinter den Häusern gelegenen Gärten werden durch Ausgraben von Dünger-, Jauche- und Kortoffelgruben, durch Erbauen von Ställen und Scheunen 2c. so vielfach durchwühlt, daß nicht selten derartiges entdeckt wird. Als ich mit meiner obigen Ansicht über den germanischen Ursprung vieler unserer Dörfer längst im Klaren war, las ich, daß auch Undset eine ähnliche Meinung ausspricht. Er sagt in seinem obenangeführten Werke S. 181: „Oftmals liegen die Lausitzer Urnenfriedhöfe auch in der Nähe der jetzt bewohnten Ortschaften und dürfte alsdann anzunehmen sein, daß diese die Stätten bezeichnen, wo die Menschen, die auf den Urnenfriedhöfen ruhen, schon einstmals ihre Wohnsitze hatten.“

Cap. XI.

Culturstufe.

Im Anschluß an die Bemerkungen im vorigen Capitel knüpfe ich hier über die Culturstufe der Germanen eine kurze Betrachtung an. Dieselbe ist nothwendig, weil bereits genügendes archäologisches Material vorliegt, um manche damit zusammenhängende dunkle Frage klarer zu beantworten.

Die schriftstellerischen Überlieferungen, welche uns über unsere Vorfahren erhalten sind, haben Anlaß gegeben zu den verschiedensten Meinungen hinsichtlich ihrer einstigen Culturstellung. Man hat alles Mögliche aus den griechischen und lateinischen Autoren herausgelesen. Einige Gelehrte, geleitet von gesteigertem Patriotismus, haben ihre Cultur bis zum Himmel erhoben, andere wiederum haben wie gewandte Juristen alle Notizen zusammengestellt, welche von einer sehr niedrigen Gesittung Zeugniß ablegen. Und in der That sind die Nachrichten unserer glaubwürdigsten Gewährsmänner, des Cäsar und Tacitus, dazu angethan, Meinungsdifferenzen hervorzurufen; denn beide Schriftsteller stehen anscheinend im Widerspruch. Je nachdem man auf Cäsars oder Tacitus Angaben mehr Gewicht legte, dachte man sich den Culturstandpunkt unserer Vorfahren bald hoch bald niedrig. Cäsar schildert sie uns — ich meine speciell die Sueben — als wandernde Nomaden, jagd- und beutelustig hin- und herziehend; nach Tacitus waren sie bereits ansässig und trieben Viehzucht und Ackerbau. Dieser Widerspruch erweist sich indeß bei näherer Prüfung nur als ein scheinbarer. Man bedenkt nicht, daß zwischen Cäsar und Tacitus circa ein und ein halbes Jahrhundert verflossen sind. Die Sueben Cäsars hatten allerdings keine festen Wohnsitze, der alte Wanderungstrieb hatte sich noch nicht beruhigt; auch mochten sie nicht Lust haben, in einem Land, das zur damaligen Zeit von endlosen Wäldern und Sümpfen starrte, dauernd sich niederzulassen. Durch die Römerkriege aber wurde unsern Vorfahren in ihrem weitern Vordingen ein Ziel gesetzt; sie wurden gezwungen, bei der wachsenden Menge des Volkes und bei den gesteigerten Ansprüchen an Nahrungsunterhalt sich

in festen Wohnsitzen anzusiedeln; daher befinden sich des Tacitus Sueben bereits in dem Stadium der Seßhaftigkeit. In der Zwischenzeit hatte sich eine Umwandlung ihrer Wohnungsverhältnisse vollzogen und somit behalten beide Schriftsteller ihr Recht. Nur der wird sich von der Cultur der Germanen ein richtiges Bild machen, welcher dieselben als ein in fortschreitender Entwicklung begriffenes Volk auffaßt. Man muß durchaus unterscheiden zwischen einer frühgermanischen und spätgermanischen Zeit.

Es ist wirklich bedauernswerth, daß heut zu Tage noch so falsche Vorurtheile über die alten Deutschen im Volke wurzeln. In Gelehrtenkreisen hat man eine bessere Meinung von ihnen, obwol auch da Einzelne, welche am Buchstaben der Schriftsteller kleben, in ihrer pessimistischen Anschauungsweise verharren. Was hingegen die Laienwelt anbetrifft, so denken sich Viele unsere Vorfahren nicht anders als rohe Horden, größtentheils nackt, nur eine Thierhaut um die Schultern geschlagen, mit Keulen bewaffnet, auf Eichelkost angewiesen, der Jagd fröhnend, mit Bären und anderen wilden Thieren in den Urwäldern kämpfend 2c., kurz man stellt sie sich als Barbaren vor — ohne alle Cultur. Adelungs Sätze gelten zwar heute nicht mehr, aber noch spürt man Nachwirkungen seiner Manier von den Germanen zu denken. In seiner „Älteste Geschichte der Deutschen“ [1]), entwirft derselbe ein schauderhaftes Bild von dem Leben unserer Altvordern. Er malt ihre Rohheit, ihre Fehler, ihre Laster und Grausamkeiten in den gräßlichsten Farben. Von ihm rührt auch die beliebt gewordene Vergleichung mit den Indianern Amerikas her. Er setzt ihre Könige und Fürsten mit den Indianerhäuptlingen auf gleiche Stufe. Ebenso liefert er eine abschreckende Beschreibung von der waldigen und sumpfigen Bodenbeschaffenheit ihres Landes.

---

1) erschienen Leipzig 1806. Adelung läßt überhaupt keinen guten Charakterzug bei ihnen gelten. Bei der bekannten Mittheilung des Cäsar, daß der Weinimport bei den Sueben verboten sei, macht er folgende Bemerkung: Der Grund, den Cäsar angiebt, daß sie Verweichlichung fürchteten, sei nicht der richtige, sondern der Wein sei für diese rohen Menschen zu fad, zu schwach gewesen; sie hätten stärkere Getränke vorgezogen.

Wie anders erscheinen diese Verhältnisse im Lichte der Alterthumsforschung! Alle fremden Schriftsteller stimmen zwar darin überein, daß Deutschland in der vorgeschichtlichen Zeit bedeckt war mit ungeheuren Wäldern und Sümpfen, aber wir wissen auch, daß sie sich vielfacher Übertreibungen schuldig gemacht haben. Sie schilderten mit Vorliebe das Fremdartige und Auffallende in grellen Farben. Nicht überall war Germanien ein Land, das von Wäldern und Sümpfen starrte; die Resultate der modernen Forschung beweisen uns, daß zur Zeit um Christi Geburt unser Vaterland strichweise schon gut bebaut und dicht bevölkert war. Beglaubigt ist ferner, daß geheiligte und durch Verträge gesicherte Handelsstraßen zur Ostsee führten; die Germanen verstanden auch schon die Gewässer ab- und zuzuleiten. Und um speciell auf die Lausitz zurückzukommen, so bestreite ich durchaus nicht, daß in der ältesten Zeit die Wälder und Sümpfe sehr ausgedehnt waren, aber zur Zeit der Römerkriege hatte die Axt und der Pflug an der ursprünglichen Bodenbeschaffenheit schon viel geändert. Nothgedrungen, um die Subsistenzmittel zu beschaffen, wurden nach und nach die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet und das Land urbar gemacht. Ein nicht kleiner Theil der Lausitz war damals schon unter dem Pfluge. Und wie zur Jetztzeit fruchtbarer und sandiger Boden abwechselt, so war auch sicherlich die prähistorische Lausitz nicht durchweg eine „Sandbüchse.“

Damit hängt auch zusammen, daß die damaligen Bewohner keine umherschweifenden Horden waren. Um unsere Folgerungen zu recapituliren, waren sie vielmehr seßhaft, wohnten sie in Dörfern beisammen, trieben sie Ackerbau und Viehzucht, hatten sie eine entwickelte Töpferkunst, besaßen sie eine große Mannigfaltigkeit irdener Wirthschaftsgeräthe, hatten sie Schmucksachen verschiedener Art, standen sie mit fremden Völkern im Handelsverkehr ꝛc. Dies sind die direkten Resultate unserer Gräberfunde, weiter aber können wir schließen, daß sie nicht in Erdgruben und Höhlen hausten. Mögen in frühgermanischer Zeit, als unsere Vorfahren noch nomadenartig von Ort zu Ort zogen, die Hütten äußerst primitiver Natur gewesen sein, zur Zeit der Anlegung der Urnenfelder, bewohnten sie aus unförmlichem Holz, Lehm und Stroh hergestellte Häuser, freilich

sehr roher Art. Der Mauersteine und Ziegel Gebrauch war ihnen unbekannt. Wer sein Lebelang nur städtische Verhältnisse sieht, dem mag es schwer werden, den eigentlichen Sinn der Taciteischen Angaben klar zu durchschauen, aber wer Gelegenheit hat, das Landleben gründlich kennen zu lernen und in Betreff der ländlichen Bauart Studien zu machen, der kann sich leichter in die vorgeschichtlichen Wohnungsverhältnisse unserer Altvordern hineindenken. Noch giebt es hier eine große Zahl von Häusern, wie sie roher nicht gedacht werden können. Schlecht gezimmertes Gebälk, durch Holznägel zusammengefügt, die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, Holzschlösser an den Thüren, die Hauptbalken äußerlich mit Farbe bestrichen, die Dächer mit Stroh bedeckt ꝛc. — das erblickt man noch auf den meisten unserer Dörfer. Erst in den letzten Jahrzehnten entwickelt sich die „Steinzeit der Häuser.“ Man hat hier und da schwarzerdige, kohlehaltige Stellen, welche Steinlagerungen enthalten, in der Nähe von Ortschaften für Residuen alter germanischer Wohnstätten angesehen. Aber der Mangel jeglicher Culturreste in ihrer unmittelbaren Umgebung, der Umstand, daß diese Plätze oft nur 1—2 Meter lang und breit keinen Raum für eine Familie bieten konnten, bestärkt mich in der Annahme, daß wir darin Kochstellen oder Backöfen vor uns haben. Ländliche Gebräuche ändern sich im Laufe der Jahrhunderte sehr wenig. Noch heute hat fast jedes Gehöft einen kleinen Backofen in der Nähe; und dieser konnte auch in der Urzeit nicht fehlen. Bedenkt man ferner, daß unsere älteren ländlichen Wohnungen keine Keller haben, so begreift man auch, was Tacitus mit den von Dünger bedeckten unterirdischen Räumen meint. Ihre eigentliche Bestimmung war die, als Aufbewahrungsort für die Feldfrüchte zu dienen; daß dieselben vorübergehend ein Mal als Schlupfwinkel und Zufluchtsstätten in kriegerischen Nöthen benutzt wurden, wer will das bestreiten?

Aber auch sonst kann man aus dem heutigen Leben auf dem Lande in ethnologischer Beziehung manchen Rückschluß auf die Urzeit machen. Kurz, faßt man Alles zusammen, so gewinnt man den Eindruck, daß das Leben und Treiben unserer Ahnen zu Tacitus Tagen dem heutigen Bauernleben im Allgemeinen zu vergleichen ist. Bleiben doch die Hauptbeschäfti-

gungen auf dem Lande, die Ackerbau- und Viehwirthschaft, das Ernten, Dreschen, Spinnen ꝛc. im Wesentlichen immer dieselben. Ein solches seßhaftes Bauernleben aber ist wiederum nicht denkbar ohne gewisse Gewerbe, wie Töpferei, Schmiedekunst ꝛc. Rechnen wir dazu noch, daß Alles aus Classikern und sonstigen Quellen Bekanntgewordene von einer vorgeschrittenen Gesittung der Germanen zeugt, — ich erwähne ihren hohen Rechtssinn, die geregelte Haus- und Gemeindeverfassung, die reine Gottesverehrung, die Lauterkeit ihrer Sitten und ihres Familienlebens, die sich in dem Kinderspielzeug documentirende Kinderliebe, — so stimmt dies Alles keineswegs überein mit der Vorstellung von wilden Barbaren. Ich habe durchaus keine zu hohe Ansicht von unsern Altvordern — ihnen kleben alle Mängel eines urwüchsigen Naturvolks an, — aber je mehr man sich mit den thatsächlichen Spuren ihres Daseins beschäftigt, um so mehr gewinnt man eine bessere Meinung von ihnen, um so anständigere Leute werden die alten Deutschen.

Archäologisch ist es Sitte geworden, die Culturstufe eines Volkes zu bestimmen nach der forschreitenden Kenntniß der Stein- und Metallgeräthe. Wenn man diesen Maßstab der Beurtheilung auf die Germanen anwendet, so führt eine solche Erwägung ebenfalls zur Annahme einer vorgeschrittenen Entwikkelung. Sogleich beim ersten Eintreten in die Geschichte finden wir sie im Besitze von Eisen. Schon Ariovist' Soldaten hatten vereinzelt eiserne Schwerter. Tacitus ferner negirt die Bekanntschaft mit diesem Metall nicht; er berichtet, daß es selten bei den Germanen ist. Wenn wir nun auch einräumen müssen, daß der Gebrauch des Erzes zu einer gewissen Zeit dominirte, — denn Bronce kommt in völliger Isolirtheit oder in überwiegender Mehrzahl auf vielen Urnenfeldern vor, — so war das Eisen um Christi Geburt daneben schon in Anwendung. Allmälig wurde die Bronce mehr verdrängt, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Das müssen wir vor allen Dingen bei Betrachtung der metallenen Urnenbeigaben berücksichtigen. Es ist nothwendig, sich die Frage vorzulegen: Können uns die Gräberfunde einen Aufschluß geben über die ganze damalige Cultur? Doch wol nicht. Der Aufschluß, den die Gräber geben, ist nur ein einseitiger. Ein bestimmter Kreis von Gegenständen tritt

uns darin entgegen. Es sind hauptsächlich Schmucksachen aus Erz, wie Ringe, Nadeln, Spiralen, — durchschnittlich also broncenes Kleingeräth. Bei Betrachtung eines Broncegegenstandes darf man aber die Frage nicht außer Acht lassen, zu welchem Zwecke dasselbe gebraucht wurde. Diente es als Waffe, als Wirthschaftsgeräth, als Schmuck? Man kann nicht läugnen, daß die Schmucksachen, vielleicht auch die Cultusgeräthe, noch während der folgenden Eisenperiode wegen des besseren Aussehens aus Bronce gefertigt waren. Wir sind also über das Nebeneinanderbestehen von Bronce und Eisen noch im Unklaren. Dazu kommt, daß wir auf den Lausitzer Urnenfriedhöfen einen Mangel an Eisen bemerken, einem Distrikt, der an andere grenzte, welche Eisengeräthe schon lange benutzten, (Westpreußen und Posen). Um hierüber ins Klare zu kommen, müssen wir nach meiner Ansicht durchaus die Stätten untersuchen, wo früher germanische Dörfer standen. Hier muß der Spaten einsetzen. Es giebt in der Lausitz vielfach sogenannte „alte Dörfer", z. B. bei Cahnsdorf, bei Kaden 2c. Landleute, welche davon erzählen, haben dort allerhand Sachen gefunden. Die wissenschaftliche Untersuchung dieser prähistorischen Stätten steht noch aus und ich sehe mit einer gewissen Spannung den Funden entgegen, die man dort machen wird[1]). Vielleicht sind sie im Stande, unsere Kenntniß in Betreff der Eisenfrage zu bereichern.

Wie wir vorher gesehen haben, sind Eisengeräthe von auswärtigen Gegenden durch den Handel zu uns gekommen. Es entsteht aber auch die Frage, ob nicht eine primitive Eisengewinnung und Verarbeitung schon zur germanischen Zeit stattfand. In manchen Theilen der Lausitz ist Raseneisenstein häufig und an vielen Orten findet man Schlacken davon. Manche Felder zeigen Spuren von uraltem Schmelzbetrieb. Mir ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, den positiven Nachweis zu liefern, daß Schlacken von Raseneisenstein direkt auf einem germanischen Friedhofe vorkommen.

1) Ich bemerke nebenbei, daß man steinerne Grundmauern dort kaum finden wird. Nach Analogie der alten Dorfhäuser waren wahrscheinlich unter den hölzernen Grundbalken nur Feldsteine in reihenweiser Anordnung gelegt.

Dies einige Andeutungen über die Culturstufe unserer Vorfahren. Ich hatte nicht die Absicht, das Culturbild im Speciellen zu zeichnen; nur Einiges griff ich heraus, um zu weiteren Forschungen in dieser Beziehung Anlaß zu geben. Noch harrt jedoch ein Punkt der Erledigung, der auch hinsichtlich der Gräberfrage von großer Bedeutung ist. Sind germanische Reste nach der Völkerwanderung in der Lausitz zurückgeblieben? Halten wir an der Seßhaftigkeit der damaligen Bewohner fest, so ist nicht gut denkbar, daß die alten Wohnsitze vollständig entleert wurden. Die Behauptung, daß vor der Völkerwanderung nur Germanen, nachher nur Slaven die Lausitz bewohnten, ist zweifelhaft. Nach meinem Dafürhalten sind an einigen Stellen in der Lausitz Germanen zurückgeblieben, welche bei der Einwanderung der Slaven sich in bestimmte Distrikte zurückzogen und dort an ihren alten Sitten und Gebräuchen festhielten. Immer mehr kommt man zu der Überzeugung, daß man sich unter der Völkerwanderung nicht ein vollständiges Auswandern aller Leute vorstellen kann. Ein Beweis sind uns auch die Cimbern, welche zu Tacitus Zeiten noch als kleine Völkerschaft bestanden; das war der zurückgebliebene Theil. Schon lange ist es ferner aufgefallen, daß manche unzweifelhaft von Slaven eingenommenen Gegenden sich so schnell wieder regermanisirt haben. Auch Virchow hebt in seinem Vortrage: „Deutsche und Germanen" als auffallendes Factum hervor, daß Pommern sich verhältnißmäßig so schnell wieder germanisirt hat. Am Ende des zwölften Jahrhunderts war in Vorpommern, im dreizehnten Jahrhundert in Hinterpommern kein Slave mehr zu finden. Geben wir nun zu, daß zur Zeit der Regermanisirung in die slavischen Distrikte zahlreiche Colonisten eingewandert sind, so ist es doch merkwürdig, daß deutsche Sprache und Sitte überall so leicht Wurzeln faßte, obendrein wenn man bedenkt, daß es selbst bei gesetzlichen Bestimmungen und obligatem Schulunterricht sehr schwer hält, in den erworbenen Provinzen Deutschlands die Muttersprache zum Verschwinden zu bringen. Sehr wahrscheinlich scheint es daher, daß das germanische Element zur Slavenzeit an vielen Orten fortbestand und darin dürfte mancher dunkle Punkt hinsichtlich der Zeitstellung der Urnenfriedhöfe seine Erklärung finden.

Cap. XII.

Technik beim Ausgraben und Entdeckung von Urnenfeldern.

Da ich sehe, daß selbst bei zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Ausgrabungen nicht immer die nöthige Vorsicht und die richtige Methode befolgt wird, so glaube ich einige wichtige praktische Erfahrungen in Betreff der Technik des Grabens den Alterthumsforschern nicht vorenthalten zu dürfen. Auch wird Manchem mit einigen Winken beim Entdecken der Urnenfelder wol gedient sein.

In früheren Jahrhunderten spielte beim Graben seltsamer Weise die Jahreszeit eine wichtige Rolle. Der Aberglaube ging sogar soweit, nicht nur eine bestimmte Zeit, die Zeit um Pfingsten, sondern sogar einen Tag, den Johannistag, für den besten Ausgrabungstag zu halten. Wir lächeln über diesen Aberglauben. Selbst Treuern hielt es noch der Mühe werth „das mit gründlicher Wahrheit zu schreiben, daß er sowol vor und nach Pfingsten, vor und nach Johanni, selbst im Herbst bis zu Martini hin gegraben habe.“ Und doch ist die Frage der Zeit, in der man graben soll, zu berücksichtigen. Es ist nicht rathsam nach heftigen und langen Regengüssen auf das Urnengraben auszugehen, das Erdreich sowol wie die Thongefäße sind so feucht, daß man nichts Ganzes zu Tage fördert. Man muß, um nicht vergebens zu suchen, den Boden erst wieder austrocknen lassen.

Das Graben auf ebenen Urnenfeldern gestaltet sich folgendermaßen. Es handelt sich zunächst darum, eine Grabstelle ausfindig zu machen. Nichts ist entmuthigender als aufs Gerathewohl zu graben. Das Unglück kann es wollen, daß man Stundenlang ohne Resultat herumsucht. Ist der Todtenacker unter dem Pflug, so hat man einen Anhaltspunkt da, wo mehrere Scherben zusammenliegen. Hier lohnt es sich, den Spaten einzusetzen. Mehr Gewißheit, wirklich auf Urnen zu stoßen, giebt der sogenannte Urnenstecher, mittelst dessen man nach Steinen sondiren muß. Einige Alterthumsforscher verachten denselben in der Befürchtung, damit die Thongefäße zu zerstören.

Ich läugne durchaus nicht, daß manche Verletzung demselben zur Last zu legen ist. Die vorher angegebenen Merkmale werden aber genügen, Artefacte von absichtlich gefertigten Löchern zu unterscheiden. Der Urnenstecher bietet doch zu viele Vortheile, um ihn missen zu können. Er ist ein guter Explorativtroikart. Führt man denselben ein und geräth auf einen harten Gegenstand — es giebt einen Thon, als wenn man auf ein Gewölbe stieße — so muß man einen Stein vermuthen. Findet man bei wiederholtem Einstoßen in der Umgebung noch mehr Steine, so fordert dies Ergebniß zu weiterem Nachgraben auf und in den seltensten Fällen wird man sich enttäuscht fühlen. Entdeckt man schließlich noch Kohlenstückchen und Reste von Menschenknochen, so ist man seiner Sache ganz gewiß. Nebenbei bemerkt, bediene ich mich eines circa 5 Fuß langen Eisenstabes mit Quergriff; aber auch jedes andere spitze Instrument ist dazu tauglich. Treuern gebrauchte einen „Bratspieß" und so ist auch der Urnenstecher — keine neue Erfindung. Ich erinnere hier daran, daß freilich auch Gräber ohne Steinsetzung vorkommen und in dem Falle, wo die Verbrennung auf einer Ustrine statt fand, schwarzkohlige Erde nicht immer ein Wegweiser zu einer Grabstelle ist.

Ist die Grabstätte sicher constatirt, so trägt man die der Steingruppirung entsprechende Erdoberfläche ab und zwar empfiehlt es sich, die Erde in größere Entfernung zu werfen, um nachher bei weiterer Ausdehnung des Grabes nicht behindert zu werden. Freilegung der ganzen Stelle bis zum Sichtbarwerden der Steine ist durchaus nothwendig. Es folgt das Herausheben der letztern, welches oft mit großer Mühe verbunden ist. Sind schließlich alle Steine entfernt, so ist äußerste Vorsicht von Nöthen und — Ruhe. Am gerathensten ist es, den großen Spaten ganz bei Seite zu legen und sich eines kleinen Spatels oder Löffels (hölzernen) zu bedienen. Jugendliche Gräber, wie Schüler unterer Classen, sind beim Graben fast gar nicht zu gebrauchen; nicht Ermahnungen, nicht die Gegenwart des Lehrers halten sie ab, durch voreiliges Eingreifen die meisten Thongefäße zu zerstören. Ihnen fehlt die nöthige Ruhe. Am besten eignen sich zum Urnengraben Arbeiter, welche in diesem Fache bereits geübt sind und wissen,

worauf es ankommt. Auch das Urnengraben will gelernt sein. Die moderne Zeit bringt neue Beschäftigungsarten.

Sobald ein Gefäß in Sicht ist, muß man mit den Händen oder einem Holzlöffel scharrend vorgehen und dasselbe vollständig bis auf den Boden ringsherum von Erde freimachen. Jetzt aber — dies ist ein Cardinalpunkt in der Praxis des Urnengrabens — nehme man niemals eine Urne sofort heraus; man läuft Gefahr, sie zu zerbrechen. Es ist sehr nothwendig und ein schon vor 200 Jahren befolgter guter Rath, das Gefäß erst circa 1/4 Stunde von der Luft anwehen zu lassen. Man sieht dann, wie die feuchte Wand allmälig trocken wird, an manchen Theilen früher, an manchen später. Ist dieser Zustand allseitig eingetreten und hat dadurch das Gefäß an Festigkeit gewonnen, so hebe man letzteres, mit beiden Händen am Boden umgreifend, heraus und setze es vorsichtig in die herausgeworfene Erde an einen sicheren Platz.

Wie schon früher erwähnt wurde, hat man in den meisten Gräbern in der Mitte die Knochenurne und in der Nachbarschaft die thönernen Beigaben zu erwarten. Beim Herausheben eines jeden Gefäßes ist dieselbe Vorsicht geboten. Indeß kann ein geübter Gräber bei der Entwicklung kleiner Thonsachen ein abgekürztes Verfahren beobachten, indem er dieselben durch die untergeschobene Hand mit etwas anhaftender Erde heraushebt, ohne vorher den Prozeß des Trockenwerdens abzuwarten. Hierbei ist die Gefahr des Zerbrechens nicht so groß wie bei umfangreichen Töpfen.

Erst nachdem man aller Gefäße habhaft geworden ist und zum Schlusse noch untersucht hat, ob vielleicht unter oder neben den Urnen Geräthe von Stein oder Metall sich vorfinden, geht man an die Entleerung der Thongefäße selbst. Da ja die Beigaben durchschnittlich mit Sand gefüllt sind, der trocken geworden sich leicht ausschütten läßt, so interessirt am meisten der Inhalt der Knochenurne. Die Entleerung derselben, welche viel Übung und Geschicklichkeit erfordert, geschieht am besten mit einem spitzen Gegenstand, da der Inhalt, gewöhnlich durch Wurzelfasern filzig verwachsen, eine feste compacte Masse bildet. Auf Metallgeräthe ist hierbei hauptsächlich zu achten; grüne Gegenstände deuten auf Bronce, rostfarbenbraune

auf Eisen. Aber auch auf andere früher angegebene Beigaben ist das Augenmerk zu richten. Metallgeräthe bedürfen einer besonders behutsamen Aufbewahrung. Zum Schlusse reinigt man die Thongefäße am besten mit einer Bürste, um die Ornamente mehr hervortreten zu lassen. Abwaschen ist zu vermeiden.

Freilich so glatt, wie bei der soeben geschilderten Graböffnung, ist der Verlauf nicht immer. Beackerte und in der Heide gelegene Urnenfriedhöfe geben als Ausbeute oft nur Bruchstücke; die obersten Gefäße sind durch den Pflug, durch Roden der Bäume, durch den Druck der Steine, durch Aufthau im Winter &c. bereits zerstört. Trotzdem lohnt es sich der Mühe, die ganze Grabstätte zu untersuchen. Vor Allem sind ja an der Stelle, wo die zerbrochene Urne steht, in den Knochenresten Metallbeigaben zu vermuthen, sodann aber ist in der Umgebung sehr oft das Topfgeräth noch unversehrt. Eine gute Regel, um sich zu vergewissern, ob inmitten der Scherben noch Ganzes vorhanden ist, besteht darin, mit der Hand nach einer fortlaufenden Rundung zu fühlen.

Dann und wann zerbrechen trotz aller Vorsicht beim Herausheben die Gefäße. Diese sind bei vollständiger Scherbenzahl wieder zusammenzukitten und zwar mit einer aus gleichen Theilen zusammengesetzten Mischung von Gummi arabicum und Glycerin. Auch lohnt es sich, angebrochene oder Einsturz drohende Gefäße mit Draht oder Fäden zu umstricken, besonders, wenn sie wegen der Gestalt und Ornamente werthvoll sind.

Weiter muß ich erwähnen, daß man beim Auffinden von schwarzkohliger Erde, Steinen und Scherben nicht sogleich an ein Grab denken muß, denn derartige Stellen können mit Ustrinen und Kochstellen, wo das Leichenmahl gefeiert wurde, verwechselt werden. Differentialdiagnostische Unterschiede hierbei sind folgende: Das Entdecken ganzer Gefäße mit kleinen Menschenknochen stellen außer Zweifel, daß man auf ein wirkliches Grab gerathen ist. Bei Leichenbrandstellen stößt man wol auf Steinlagerung und massenhafte Ansammlung von Kohle, doch ermangelt der Platz der ganzen Gefäße und Menschenknochen. Die Orte, wo das Leichenessen stattfand, sind charakterisirt durch zerstreut liegende, rußbedeckte, dicke, meist ornamentlose Scher-

ben, vermischt mit ungebrannten Resten von Thierknochen. Auch auf letzteren fehlt jede Spur von Menschenknochen. — Diese wenigen Angaben werden genügen, um sich in zweifelhaften Fällen zu orientiren.

Anders gestaltet sich die Ausgrabung auf einem Hügelgräberfelde. Dort, wo die isolirten Hügel sich markiren, ist der Urnenstecher nicht am Platz. Dagegen giebt es auch derartige Friedhöfe, wo die Contouren der einzelnen Hügel verwischt sind und das ganze Terrain eine mehr gleichmäßige Erhöhung zeigt. Auch hier muß man nothwendigerweise sich durch Einstechen über die Steinsetzung vorher informiren. Einen Längsschnitt durch den Hügel anzulegen, verdient vor dem Eingehen von oben den Vorzug. Man kann auf diese Weise den Raum nach Bedürfniß erweitern; ich rathe jedoch, von vornherein die Erde sogleich in weitere Entfernung wegzuschaffen, letzteres deshalb, weil nicht selten in der unmittelbaren Umgebung des Hügels noch Urnen placirt sind. Das Herausschaffen der mehr oder weniger großen Steine bietet beim Graben die erheblichsten Hindernisse. Die Zahl derselben ist zuweilen sehr beträchtlich. Gelangt man endlich auf Spuren von Thongefäßen, so sind dieselben Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, wie ich sie bereits vorher angedeutet habe. Oft freilich ist die Ausbeute im Verhältniß zu dem Aufwand von Zeit und Mühe sehr gering. Die Baumwurzeln haben die Gefäße durchwachsen, die Steine die Urnen zerdrückt 2c. Ja man muß sich selbst darauf gefaßt machen, einen Hügel vollständig leer zu finden, ohne Steine, ohne Urnen.

Ich vergesse schließlich nicht, noch in Erinnerung zu bringen, daß es auch Plätze giebt, wo früher bereits gegraben worden ist. Sie erschweren durch die verwirrten Verhältnisse zuerst die richtige Erklärung; aber das Gesammtbild der Ausgrabung, das Lagern moderner neben vorgeschichtlichen Objekten 2c. deutet darauf hin. So erging es mir auf einem Urnenfeld bei Stoßdorf; die Ausgrabungsresultate wichen in vielfacher Beziehung ab, ich glaubte abnorme Gräber entdeckt zu haben, bis ich endlich hörte, daß vor 30—40 Jahren Berliner Herren dort größere Ausgrabungen veranstaltet hatten.

Dies über das Graben selbst. Im Folgenden will ich

noch einige wichtige Fingerzeige über die Auffindungsart von Gräberfeldern anführen. Mit der Zeit hat sich auch darin bei mir eine gewisse Praxis ausgebildet.

Von vornherein muß ich erklären, daß ich es für ganz verwerflich halte, ohne irgend welchen Anhaltspunkt einen Friedhof entdecken zu wollen. Wenn auch die Lage derselben in der Nähe von Dörfern und Rundwällen, in der Nachbarschaft von Wasser, auf sandigen Bodenerhebungen mit Vorliebe statt hat, so würde ich doch Niemandem rathen, daraus allein aufs Gerathewohl nach Urnen zu graben. Allerdings muß ich gestehen, schärft sich der Blick für solche Orte und in der That ist es mir einige Male gelungen, in der Umgebung von Dörfern auf kleinen Sandanhöhen instinktmäßig ein Gräberfeld ausfindig zu machen. Oft aber habe ich mich auch getäuscht und ein derartiges Vorgehen ist nicht zu empfehlen wegen des häufigen negativen Resultates.

Anders ist die Sachlage in der Heide. Dort erweckt eine größere Reihe von nebeneinandergelegenen Hügeln sofort den Verdacht, daß ein Gräberfeld vorliegt und dort ist es möglich, ohne vorherige Merkmale die Existenz eines alten Kirchhofes nachzuweisen. Ich verdanke die Entdeckung so manchen Friedhofes der Achtsamkeit eines Försters.

Weitaus die meisten Entdeckungen basiren jedoch auf Zufall. Gelegentlich ist man auf „alte Töpfe" gestoßen bei Anlegung eines Fahrweges oder Grabens, beim Sandholen, beim Einsetzen von Bäumen, beim Holzroden, beim Brunnen- und Häuserbau, bei Anlegung von Waldschonungen, besonders aber beim Tiefpflügen des Ackers. Ebenso grub man zuweilen auf modernen Kirchhöfen beim Grabmachen Urnen aus, z. B. bei Ragow, Sagritz, Goßmar (b. Luckau) &c.

Indeß nicht nur durch Zufall auch durch actives Vorgehen, durch absichtliche Erkundigungen habe ich viele prähistorische Grabstellen kennen gelernt; ich übte dabei folgendes Verfahren. Auf meinen Landtouren fragte ich gelegentlich diesen oder jenen, ob sie nicht schon „alte Töpfe", beim Pflügen des Ackers gefunden oder von „Lutchentöpfen" gehört hätten. Im bejahenden Falle, fragte ich weiter, wie dieselben ausgesehen hätten, was darin gewesen wäre &c. Bei einem solchen Examen hörte

ich dann, daß schwarze Erde vorhanden gewesen sei, daß wegen der vielen Steine beinahe der Pflug zerbrochen wäre, daß in den Töpfen Knochen und grüne Gegenstände gelegen und daß allerhand Näpfchen darum gestanden hätten. Das Resultat eines derartigen mündlichen Protokolls forderte auf, die angegebene Ackerfläche zu recognosciren, und dort aufgefundene Scherben waren unzweifelhafte Zeugen eines darunter liegenden Fiedhofes.

Während ich so zuerst planlos hier und da nachfragte, ging ich nach und nach systematischer vor. Von der Erfahrung geleitet, daß bei der größern Zahl unserer Dörfer Urnenfelder vorhanden sind, gab ich mir Mühe, bei den Ortschaften wo noch keine bekannt waren, solche aufzufinden. Die Praxis führt den Arzt allmälig mit allen Insassen eines Dorfes zusammen. Bald aber merkte ich, daß gewisse Personen im Dorfe von alten Topffunden besser unterrichtet waren z. B. die Gutsherren, Inspektoren, Vögte, Pastoren, Lehrer, Förster, Gastwirthe 2c. Diese erleichtern das Auffinden der Todtenäcker im hohen Maße. Von großem Nutzen ist dabei aber auch die direkte Anschauung. Ich habe in meinem Vorzimmer mehrere Urnen zu stehen. Zu öfteren Malen sagte mir dieser oder jener Landmann, der von der Bedeutung derselben garkeine Ahnung hatte: „Solche Töpfe habe ich auf meinem Plan auch ausgeackert." Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ich einst die Diagnose auf ein Urnenfeld im Vorbeifahren stellte aus einzelnen Scherben, die auf einem Sandhaufen der Chaussee lagen. Ich erkundigte mich, woher der Kies stamme und wirklich lag dort ein Gräberfeld. Ein anderes lernte ich kennen aus mehreren gruppenweis ausgepflügten Steinen, die mir auf einem Felde auffielen. Auch hier wurde meine Vermuthung durch Autopsie des Ortes bestätigt. — Einst erzählte mir ein Landmann, in seiner Heide hätte ein Hamster „allerhand Scherbenzeug" ausgewühlt. Die Okularinspektion constatirte einen Begräbnißort. — So trägt Vieles zum Entdecken von Urnenfeldern bei.

Die so von dem Alterthumsforscher durch eine geregelte und systematische Ausgrabung gewonnenen Objekte bereichern in der That die Wissenschaft; aber es giebt eine ganze Reihe von Sachen, welche durch Zufall aufgefunden, unbenutzt in Verborgenheit bleiben. Es fragt sich, wie man sich am besten

in den Besitz derselben setzt. Ich habe gesehen, daß auf dem platten Lande in der Lausitz eine große Menge von Alterthumssachen aufbewahrt werden. Sehr oft sind dieselben in herrschaftlichen Schlössern aufgestellt; auch hier und da finden sie sich zerstreut bei den Landleuten. Nicht selten dienen sie als moderne Gebrauchsgegenstände, wobei die gute Erhaltung und Festigkeit mancher Gefäße sehr zu Statten kommt. Ihr Gebrauch ist ein sehr mannigfaltiger. Ich selbst fand sie bei Gelegenheit der Praxis unter den Landbewohnern als Blumentöpfe, Farbetöpfe, Milchtöpfe, als Eier- und Getreidebehälter, ebenso als Spielzeug der Kinder. Zum Theil ist der Grund der jetzigen Anwendung ein Aberglauben. Ich habe in der Lausitz zur Genüge den mannigfachen Aberglauben kennen gelernt, welchen die Leute mit diesen Töpfen verbinden. Derselbe ist an verschiedenen Orten verschieden. So glaubt man in manchen Gegenden, daß die Milch in dieselbe gegossen, bessere Sahne absetze und mehr Butter gebe als in anderen Gefäßen. Auch setzt man die kleinen Näpfchen mit Nahrung und Trank den kleinen Hühnern hin, damit sie nicht krank werden und wol wachsen und gedeihen. Auch soll das Getreide, aus solchen Töpfen gesäet, besser wachsen, wie man überhaupt der Meinung ist, daß das Getreide auf Feldern, wo Urnen ausgepflügt werden, bessere Frucht bringe als anderswo[1]). Überhaupt hält man die alten Töpfe in vielen Gegenden für Glückstöpfe. Wie stark der Glaube unter den Landleuten, daß sie wirklich Glück bringen, heut zu Tage noch ist, zeigt folgendes Beispiel: Einst erwarb ich von einer Frau ein Lausitzer Thongefäß, worin sie ihr Geld aufbewahrte. Nur ungern und gegen entsprechenden Preis gab sie diesen modernen Geldschrank fort. Nach einiger Zeit kam sie wieder zu mir und forderte ihren Glückstopf zurück, mit dem Bemerken, daß das Glück, nachdem sie den Topf aus dem Hause gegeben habe, von ihr gewichen sei. Ich suchte ihr den Aberglauben auszureden, ich bot ihr noch eine Zulage an Geld — er war selten ornamentirt und werthvoll — doch kein Reden, keine Aufklärung beruhigte sie, und was wollte ich schließlich an-

1) Dies hat allerdings einen wirklichen Grund, insofern die kleinen Knochen und die kohlige Erde einen guten Dung abgeben.

ders thun, als der Frau ihren Glückstopf wieder überlassen.

So finden wir die Leute in friedlichem Verkehr mit den Urnen, zuweilen habe ich aber auch erfahren, daß sie in manchen Gegenden Furcht und Scheu vor den Töpfen haben. Mir erzählte ein Mann, daß er einst auf seinem Acker einen Topf mit lauter Knochen ausgegraben habe; er habe sich darüber sehr entsetzt, und nicht eher Ruhe gehabt, als bis er ihn wieder eingescharrt habe. Dasselbe hörte ich von einem Mann, der auf dem Sagritzer Kirchhof beim Grabmachen Urnen mit Knochen gefunden hatte. Auch er hatte sie aus heiliger Scheu wieder mit in die Erde gestellt. In früheren Zeiten muß die Scheu und Furcht, die Töpfe mitzunehmen oder zu zerstören, noch größer gewesen sein. So sagt Preusker an einer Stelle in seinen „Blicken in die vaterländische Vorzeit“:[1]) „Es ist kürzlich bei den Niederlausitzern mehrfach vorgekommen, daß sie sich weigerten bei alterthümlichen Ausgrabungen hilfreiche Hand zu leisten, um nach ihrer Meinung die ludki nicht zu stören, von denen sie zumal die heidnischen Grabhügel bewohnt und die Näpfe darin benutzt glauben.“ Diese Scheu vor den Urnen ist aber heute nur noch an wenigen Orten anzutreffen. Wenn sich auch der Lutchenglaube in der Lausitz noch vielfach erhalten hat und im Volke lebendig ist, so weigert sich doch heute kein Mensch mehr, beim Ausgraben zu helfen.

Verdanken wir also diesem Aberglauben die Erhaltung so manchen werthvollen Gefäßes, so mußte ich zu meinem Leidwesen im Anfang meiner Studien sehen, daß hier und da auch schon eine sehr moderne Vorstellung über die Töpfe in den Köpfen der Leute herumspukte, welche vielfach die Ursache zu ihrer Zerstörung geworden ist. Man hielt sie nämlich für Geldtöpfe. Dieser Glaube, Geld darin zu finden, war in manchen Dörfern ganz allgemein. Wie diese Vorstellung entstanden ist, dürfte ohne Zweifel darin seinen Grund haben, daß öfters Töpfe mit Münzen aus der Zeit des 30jährigen und der Freiheitskriege zu Tage treten. Der Volksglaube verband so allmälig diesen Befund auch mit den Urnen. Wie oft habe ich von Leuten gehört, daß sie beim Pflügen Töpfe gefunden und

---

1) Preusker, Bd. I. S. 53.

sofort nach Geld gesucht, schließlich aber, als keins darin war, aus Ärger und Unwillen dieselben zerschlagen hätten. So schadet die Gier nach Geld sogar den unschuldigen Urnen.

Das aber, was hier allein nützen kann, sowol dem Zurückhalten der Alterthumssachen aus Aberglauben als dem Zerstören derselben aus Unkenntniß vorzubeugen, das ist die populäre Belehrung — ein Punkt der überall Noth thut. Ich habe öffentlich durch Vorträge und Notizen in Blättern zur Kenntniß der prähistorischen Forschungen viel beigetragen, ich habe dem Publikum das Widersinnige ihrer Vorstellungen von den Töpfen klar gemacht. Aber auch im unmittelbarem Verkehr mit dem Publikum habe ich aufklärend und anregend gewirkt. Dazu eignet sich gerade die Stellung des Arztes sehr gut; er kommt in unmittelbare Berührung mit Leuten jeglichen Standes. — Vor meiner Zeit lag hier die Alterthumskunde fast vollständig brach. Mit der Zeit aber ist es mir gelungen, das Interesse bis in die untersten Schichten anzuregen. Heute glaubt in meiner Gegend kein Mensch mehr, daß Geld in den Urnen zu finden ist. Ich habe den Leuten zum Unterschiede einige glasirte, hartgebrannte, moderne Geldtöpfe vorgezeigt, überhaupt den Unterschied in der Qualität des Lausitzer Topfgeräths klargelegt. Man sieht, wie es in allen Schichten des Volkes Leute giebt, die Sinn und Verständniß für die Alterthumskunde haben. Kam doch eines Tages ein einfacher Landmann zu mir und meinte, er hätte wendische Topfscherben auf dem Acker entdeckt, die Verzierung und Masse der Scherben sei anders als der auf seinem Urnenfelde gefundenen. Und in der That er hatte recht, als ich mich selbst davon überzeugte. Freilich wird es einem Einzelnen immer nur gelingen, eine solche Anregung zur vorgeschichtlichen Forschung in einem verhältnißmäßig kleinen Bezirk durchzuführen. Große Unterstützung wurde mir bei meinen Studien zu Theil durch Herrn Landrath von Manteuffel, den theilnehmenden Freund archäologischer Forschung. Viel ist schon gewonnen und der Wissenschaft in einer Gegend ein Fortschritt gesichert, wenn man das Publikum dazu bewegt, die Fundsachen abzuliefern oder wenigstens davon Anzeige zu machen.

Indeß das bloße Anzeigen und Abgeben der Fundsachen

genügt nicht. Zu beklagen ist es im höchsten Grade, daß viele wichtige Funde wissenschaftlich nicht verwerthbar sind, weil nichts Näheres davon bekannt wird. Dem Archäologen kommt es vor allen Dingen darauf an, die genaueren Umstände desselben kennen zu lernen. Ihm ist es wichtig zu erfahren, in welcher Lage und Tiefe, an welchem Orte, in welcher Nachbarschaft ein Gegenstand gefunden wurde, ob ein Thongefäß mit Knochen oder Sand gefüllt war, in welcher Stellung sich die Beigaben befanden ꝛc. Nur aus diesen minutiösesten Fundangaben kann der Alterthumsforscher zu richtigen Schlüssen gelangen.

Schließlich aber muß der, welcher sich ernstlich dem Studium der Prähistorie widmen will, auch die rechte Methode der Forschung beobachten. Nicht allein der Fachmann kann unsere Sache fördern; die Anthropologie ist eine Wissenschaft, der Jeder nützen kann, welchem Berufe er auch angehören mag; sie ist auf das Zusammenwirken Vieler angewiesen. Der wahre Alterthumsforscher muß sich daran gewöhnen, an der Hand des aufgefundenen Materials in vorurtheilsfreier, objektiver, vorsichtiger Weise seine Schlüsse zu ziehen, allmälig weiterzubauen oder auch eintretenden Falls zu modificieren. Wir müssen es Virchow besonders danken, daß er die strenge naturwissenschaftliche Methode, mittelst derer er so Großes auf dem Gebiete der Medicin leistete, auch in die Alterthumskunde eingeführt hat. Sie bricht sich immer mehr Bahn. Ist es doch in der That unerquicklich, Lausitzer Schriften archäologischen Inhalts aus älteren Zeiten zu lesen; sie sind voll von lächerlichen Hypothesen und mythologischen Phantasiegebilden, die jeder Begründung entbehren. Mit einem gewissen Stolz kann die heutige Alterthumskunde sich rühmen, aus dilettantischen Träumereien erwacht zu sein. Nur wer in der angegebenen Weise nach prähistorischen Stätten sucht, sie systematisch untersucht und es mit der strengeren Forschung versucht, wird unsere Kenntniß von den Urnenfriedhöfen mit Lausitzer Typus stetig vermehren und somit zur Förderung des großen Ganzen der Vorgeschichte beitragen.

Erklärung der Tafeln.

Tafel I.

(Sämmtliche auf Tafel I. abgebildeten Gegenstände sind Thonprodukte und stammen von Urnenfeldern des Lausitzer Typus).

1. Urne,
2. Urne,
3. Urne, } gewöhnliche Formen des Lausitzer Typus.
4. Urne,
5. Urne,
6. Urne mit concaver Radverzierung, gef. bei Garrenchen (Kreis Luckau).
7. Urne,
8. Urne, } gef. i. d. Lausitz.
9. Urne,
10. Buckelurne, } gef. i. d. Lausitz.
11. Buckelurne,
12. Urne ohne Verzierung mit rauher Oberfläche, gef. bei Zaacko (Kreis Luckau).
13. Urne mit darübergelegtem schalenartigen Deckel, } gef. i. d. Lausitz.
14. Urne mit falzartig eingreifendem Deckel
15. Urne mit leistenförmig eingekerbten Vorsprüngen, gef. b. Drahnsdorf (Kreis Luckau).
16. 1 Thongefäß, darstellend drei auf einanderstehende Schalen, gef. bei Reichersdorf (Kreis Guben).
17. 1 Zwillingsgefäß, } gef. i. d. Lausitz.
18. 1 Drillingsgefäß,

19.	1 Krug mit reifenartigem Ornament,	gef. i. d. Lausitz.
20.	1 Krug mit Punktverzierung,	
21.	1 Krug, verziert mit triangulärem Strichsystem	
22.	1 sogenanntes Räuchergefäß, durchbrochen,	gef. i. d. Laus.
23.	1 durch Querwand zweigetheiltes Thongefäß	
24.	1 durch Querwände dreigetheiltes Gefäß	

25.–36. Hauptrepräsentanten der gewöhnlichen Thonbeigaben von Lausitzer Urnenfeldern, bestehend in Napf-, Schalen-, Becher-, Krug-, Kannen-, Flaschenform. Fig. 26. repräsentirt ein sogenanntes Thränennäpfchen, die ungemein häufig in der Lausitz vorkommen.

Tafel II.

1.	1 thönernes Trinkhorn, oben defect,	gef. i. d. L., Fig. 1. gef. bei Jessen (Kreis Sorau).
2.	1 thönernes Horn, vollständig erhalten,	

3. 1 pfeifenkopfartiges Thongeräth, dessen Gebrauch unbestimmt ist, gef. bei Müschen im Spreewald (Kreis Cottbus).

4.–11. In Lausitzer Urnen gefundene Kinderklappern aus Thon in verschiedener Gestalt (Flaschen-, Kugel-, Vogelgestalt). Fig. 4. von gansartiger Form, mit 8 Schalllöchern; Schnabel, Schwanz und Standfuß sind abgeschlagen.

12. Thonperlen, gef. i. d. Lausitz.

13. 1 Deckel von Thon, gehörig zu einem cylindrischen Thongefäß, schön verziert, von oben gesehen, gef. bei Weißagk (Kreis Luckau).

14. 1 großer Urnenscherben mit convexer Radverzierung am Bauch des Gefäßes, gef. bei Garrenchen (Kreis Luckau).

15.
16.
17. } Steinhammer und Steinäxte, gef. auf Lausitzer Urnenfeldern.
18.

19. 1 sogenannter Käsestein, gef. bei Werben (Kreis Cottbus).

20.
21.
22.
23. } Nadeln aus Bronce von verschiedener Gestalt, sämmtlich gef. in Lausitzer Urnen.
24.
25.
26.

27. 1 Broncefibel, gef. i. d. L.

28. 1 Stück geschmolzenen Broncedrahtes
29. 1 Stück gewundenen Broncedrahtes } gef. i. d. L.
30. 1 Stück gewundenen Broncedrahtes

31. 1. broncene Pfeilspitze, gef. in einer Urne bei Krossen (Kreis Luckau).

32.
33. } Bronceringe, gef. i. d. L.

34. 1 Broncering mit Broncespirale, gef. i. d. L.

35. 1 broncener Hohlkelt
36. 1 broncener Schaftkelt } gef. i. d. L.

37. 1 vermuthlich knöchernes Kinderspielzeug, gef. bei Zerkwitz (Kreis Kalau).

38. menschliche Zähne aus Urnen d. L.

39. 1 eiserne Schafschere, gef. in einer Urne bei Stöbritz (Kreis Kalau).

Inhalts-Verzeichniß

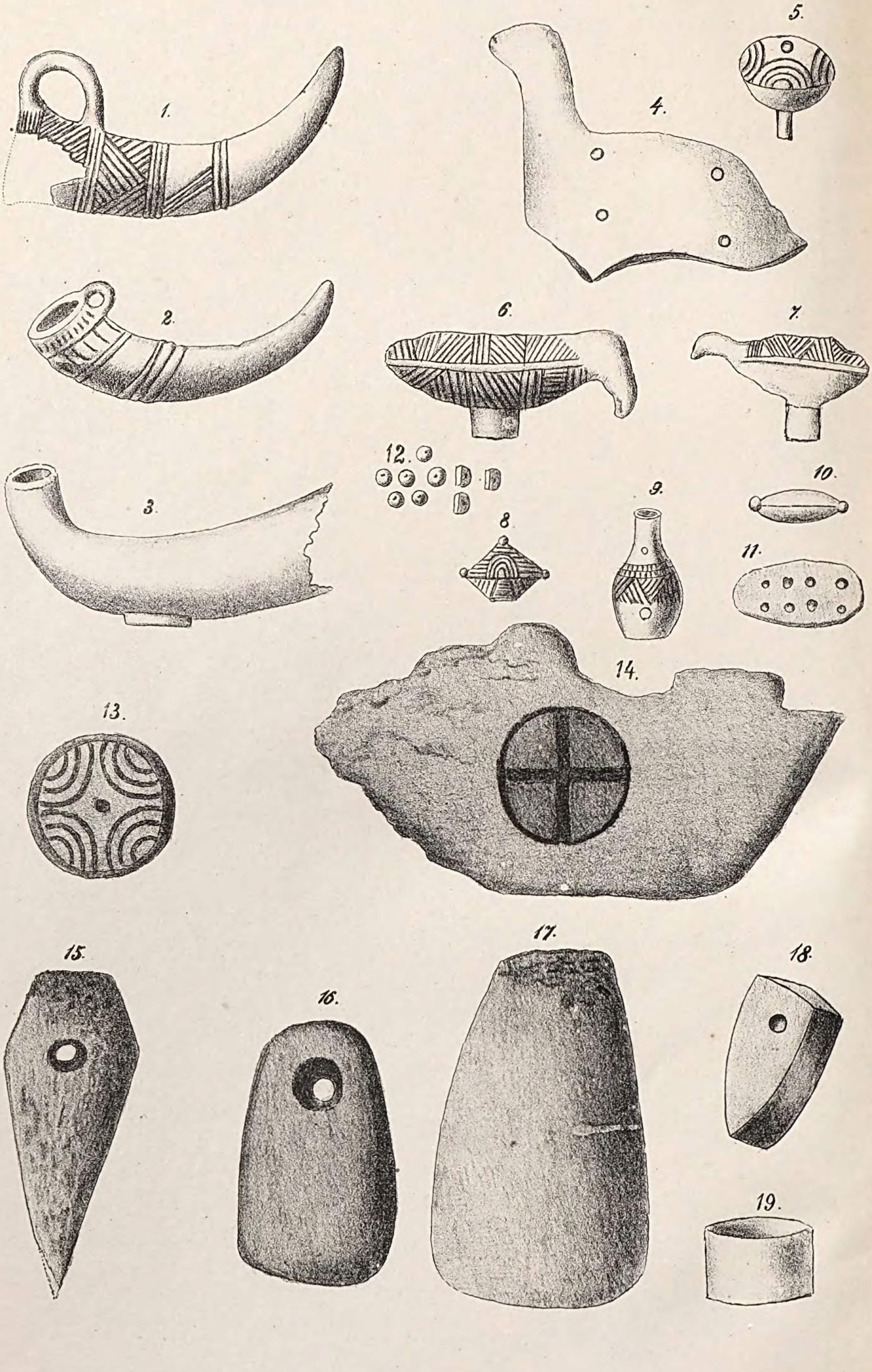
(mit Angabe der Seitenzahl).

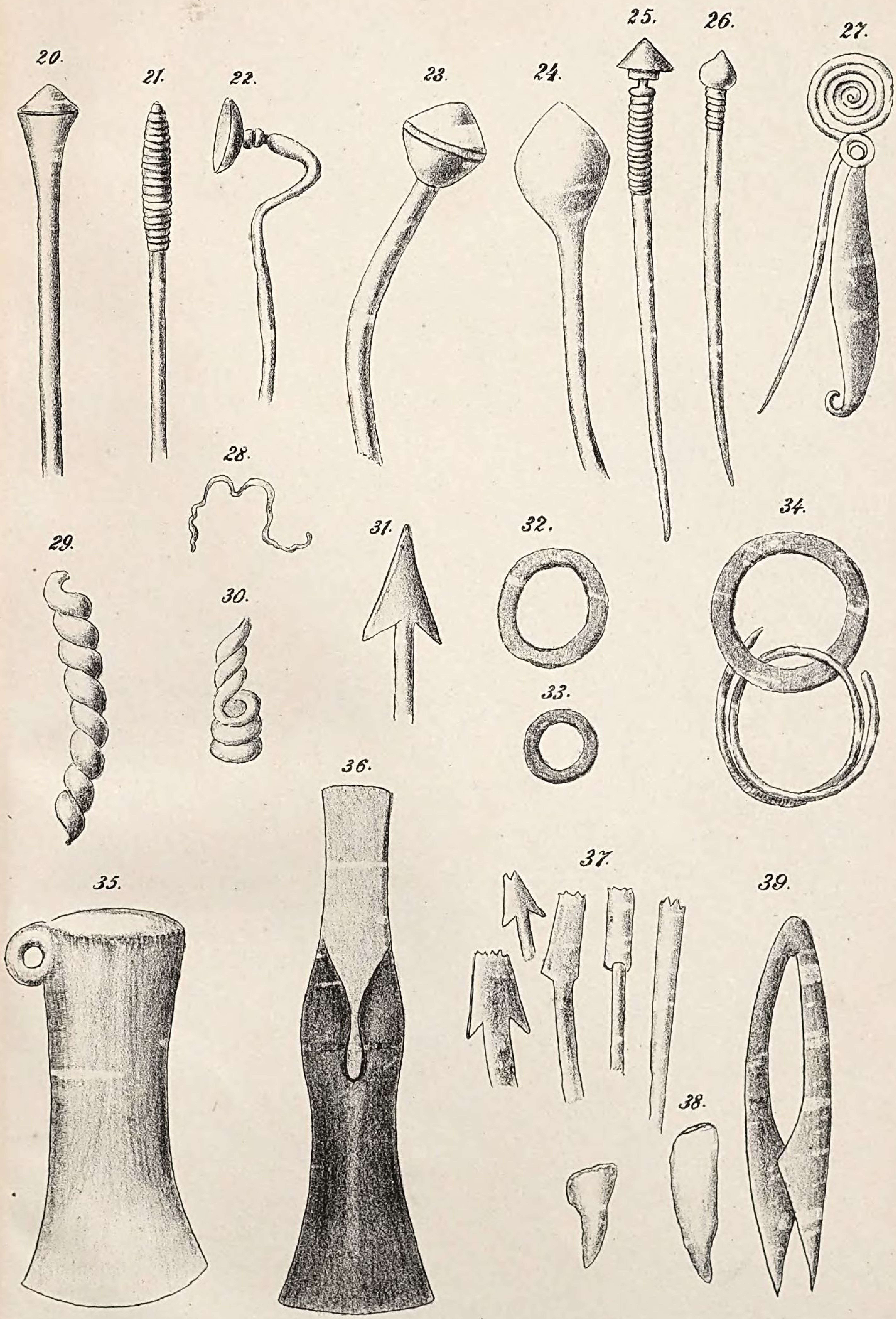
Taf. I.




12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.
32.
33.
34.
35.
36.

Taf. II.




20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.
32.
33.
34.
35.
36.
37.
38.
39.

Druck der Entleutner'schen Buchdruckerei (Otto Moschütz) in Luckau.